Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 27 **Bremen-Berlin, den 1. Juli.** **1905**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Leben und Sterben. Von Ernst Böhme. — Die Entstehung des Christentums. Von H. Holtzmann. — Das Wunder von Kana. I. Von Prof. Dr. Kreyenbühl. — Fr. Delitzschs Babel und Bibel. III. — Stimmungsbilder von den Braunschweiger Tagen. — Vom Büchertisch.

Leben und Sterben.

Was ist Leben? was ist Sterben?
Folgt auf ewig Nacht dem Tage,
Flutet alles unaufhaltsam
Einem öden Nichts entgegen?
Und bist du auch, Menschenseele,
Nur zu kämpfen hier berufen,
Nur zu ringen und zu streben,
Um am Abgrund einst zu stehen
Ohne Hoffnung, zitternd, zagend,
Der Vernichtung preisgegeben?
Wer gibt Antwort auf die Frage,
Die sich riesengroß erhebet,
Dort am Ausgang dieses Lebens?
Wer verscheucht die bangen Zweifel,
Wer verleiht dem Herzen Frieden? —
Sel'ge Tröstung, ernste Mahnung
Ward mir kund aus Himmelshöhen;
Eine Stimme, hehr und heilig,
Klinget durch die Menschheit wieder:
Nichts ist verloren
In Gottes Reichen,
Ob auch Gestalten
Erblassen, erbleichen;
Tod ist nur Brücke
Zu ewigem Leben,
Allem Versinken
Folgt ein Erheben,
In allem Sterben
Keimt ein Erstehen,
Göttliches Wesen
Kann nicht verwehen.
Darum verbanne
Bange Gedanken,
Schwinge dich aufwärts
Aus niederen Schranken,
Standhaft im Kämpfen,
Mutig im Hoffen;
Himmlische Pforten
Stehen dir offen,
Ewige Sonne
Will dich bescheinen —
Leben und Sterben
Muß sich dir einen!

Kunitz b. Jena. Ernst Böhme.

Die Entstehung des Christentums.

O. Pfleiderer, Die Entstehung des Christentums. München, Lehmann, 1905. VII. und 255 Seiten.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen des Tages auf literarischem Gebiet gehört die steigende Nachfrage nach allgemein verständlich gehaltener, aber zuverlässiger und schon durch Namen und Ansehen der Verfasser empfohlener Belehrung über Religion, Christentum, Evangelium. Diesem Bedürfnisse entgegenkommend sind in neuester Zeit umfassende Sammlungen unternommen worden, wie Schieles „Religionsgeschichtliche Volksbücher", Weinels „Lebensfragen", Gerstungs „Neue Pfade zum alten Gott" und andere, über deren Wert ich mich von Zeit zu Zeit in der „Deutschen Literaturzeitung" ausgesprochen habe. So erst kürzlich noch in Nr. 21 über den ersten Band der „Volksbücher". Während diese vorzüglichen Leistungen eine größere Reihe selbständiger Artikel darstellen, davon indessen jeder einzelne sich nur in recht engem Rahmen halten muß, beschenkt uns Pfleiderer in seinem neuesten Werk mit einer großzügigen Darstellung des ganzen religionsgeschichtlichen Verlaufes, anhebend mit der Vorarbeit, welche hier der griechische, dort der jüdische Geist geleistet hat, um die alte Welt für die Verkündigung Jesu empfänglich und für das Verständnis der apostolischen Missionspredigt reif zu machen. Dem bei weitem größeren Teil seines Inhaltes nach reproduziert das Buch den Schwergehalt der Forschungen, welche der Verfasser schon in seinen früheren religionsphilosophischen Schriften, namentlich aber in dem vor drei Jahren in 2. Auflage erschienenen gelehrten Werk „Das Urchristentum, seine Schriften und Lehren in geschichtlichem Zusammenhang" der theologischen Mitwelt vorgelegt hat. Inzwischen hat ihn richtige Deutung der Zeichen der Zeit weiterhin darüber belehrt, daß, wer ganze Arbeit tun will, seine Kraft nicht völlig verausgaben darf im Schulbetrieb der Theologie, in Büchern für Theologen und Geistliche, auch nicht in der allezeit im Schwang gehenden theologischen Kontroverse, sondern daß die Bedürfnisse des großes Laienvolkes, namentlich die mit wachsendem Ernst gestellten Fragen weitester Kreise unseres lesenden und denkenden Publikums es sind, die vor allem berücksichtigt und befriedigt sein wollen, wenn bei der Sache etwas herauskommen und im Bewußtsein der „Suchenden" unter den Zeitgenossen ein solides, widerstandsfähiges und seiner Gründe sicheres Wissen von Entstehung und Werdegang des Christentums geschaffen werden soll. Zur erfolgreichen Erledigung einer solchen Aufgabe dürften aber unter

allen gelehrten Theologen der Gegenwart nur wenige in gleichem Maße ausgerüstet sein wie Pfleiderer mit seiner wahrhaft beneidenswerten Gabe, selbst schwierige, weitschichtige und verwickelte Gedankengänge nach ihren ersten Motiven und letzten Zielpunkten durchsichtig und verständlich zu machen. Dies um so mehr, als er nichts zu verbergen hat, keinerlei Sorge um vorsichtiges Vorbeischleichen an bedenklichen Fragezeichen kennt und durch ungeschminkte Offenheit selbst gefährlich scheinende Engpässe in offenes, weites Feld verwandelt, darauf Freund und Feind deutlich zu unterscheiden sind, aber auch ein ehrlicher Kampf möglich wird. Das eben brauchen wir, nachdem die Herrschaft der Romantik im verflossenen Jahrhundert die Wirkung der theologischen Arbeit, auch der vorurteilslos und methodisch geführten, auf die gebildete Laienwelt allzulang gelähmt und beeinträchtigt hat. Pfleiderer führt durchweg eine natürliche, auf keine Schrauben gestellte Sprache; er versteht sich hinlänglich auf die Kunst des Ausdrucks, um auch dem Nicht-Theologen verständlich zu sein. Rückhaltlose Wahrheit und verständige Klarheit sind die wohltätig wirksamen Charakterzüge seiner Darstellung.

Aber wie steht es mit der Zuverlässigkeit dieses Führers in bezug auf geschichtliche Richtigkeit des in so vorzüglicher Form gebotenen Inhalts? Nun, der Verfasser weiß, daß Unfehlbarkeit niemand in Anspruch nehmen darf, am wenigsten, wo es sich um so ungewöhnlich schwierige Probleme handelt, wie diejenigen sind, die sich um die Erforschung des Urchristentums her lagern. „Gewiß läßt sich die Frage, wie denn der wirkliche Hergang der Dinge positiv zu denken sei, überall nur mit relativer Wahrscheinlichkeit beantworten", und so dürfte auch unter den Theologen, die er als vorzugsweise um die Wissenschaft der urchristlichen Religionsgeschichte verdiente Mitarbeiter namhaft macht (S. 13), kaum ein Einziger sein, der den Verfasser auf allen Stationen seines hier zurückgelegten Weges gleichmäßig begleitete, wie diese Männer dann auch wieder unter sich mannigfach verschiedene Bahnen einschlagen. Aber im großen und ganzen wandeln sie doch alle auf Straßen, die nicht auseinanderlaufen, sondern zusammenführen, und durchaus eines Sinnes sind sie vor allem in der Überzeugung von dem Recht der Geschichte gegenüber dem Dogma. „Wir dürfen dabei von keinen anderen Voraussetzungen ausgehen, als von der aller Geschichtsbetrachtung gemeinsamen Voraussetzung: von der Analogie der menschlichen Erfahrung, von der Gleichmäßigkeit der menschlichen Natur in Vergangenheit und Gegenwart, von dem ursächlichen Zusammenhang alles äußeren Geschehens und inneren seelischen Erlebens, kurz von der gesetzmäßigen Ordnung der Welt, die alle menschliche Erfahrung von jeher bedingte." Wer diese Grundsätze teilt, der findet seine Rechnung in vorliegendem Buch, dessen Verfasser hier die reife Frucht eines mehr als vierzigjährigen ernsten Studiums einem weiteren Leserkreise zum eigenen Nachdenken und Nachprüfen vorlegt. Das volle Recht dazu wird ihm auch ein irgend billig denkender Gegner einräumen müssen.

Die erste Hälfte des Buches gilt der „Vorbereitung und Grundlegung des Christentums". Als ganz besonders gelungen darf hier gleich die Darstellung der Vorbereitung bezeichnet werden, die das Christentum auf griechischem wie auf jüdischem Boden gefunden hat. Hier wie dort galt es, große Massen von zum Teil unserer heutigen Geistesrichtung recht fern liegenden Gedankenbildungen oder auch von in sich selbst gespaltenen, wenig einheitlichen, manchmal widerspruchsvollen Vorstellungsreihen übersichtlich zu ordnen und von ihren innerlich treibenden Motiven aus begreiflich und nach ihren Zielpunkten anschaulich zu machen. Jeder nicht denkfaule und dabei einigermaßen vorgebildete Leser wird mit bestem Erfolg und zugleich mit Freude und Genuß der lichtvollen Darstellung folgen, die der griechischen Philosophie und antiken Weltanschauung auf der einen, dem aus den Tiefen der Naturreligion nach der Sonnenhöhe eines sittlich vertieften Gottesbegriffs sich aufringenden Genius Israels auf der anderen Seite gewidmet ist. Noch viel wohltuender aber wird er sich berührt und zugleich überrascht finden durch die überaus einfach und durchsichtig gehaltene Zeichnung des Bildes Jesu selbst. Man betritt dieses Gebiet ja in der Regel nur mit einem gewissen Zagen, da man sich von seiten der Theologen, die es kultivieren, eher einer zurückhaltenden, vorsichtig andeutenden, letzte Reste von ewig Unerkennbarem vorbehaltenden Sprache versieht. Davon ist nun hier in der Tat nichts zu finden. So offen und unzweideutig als nur immer möglich bespricht unser Verfasser zuerst den Inhalt der frohen Botschaft von der nahen Gottesherrschaft, von der Vaterschaft Gottes, von der wahren Gerechtigkeit des Menschen als des Gotteskindes und bemüht sich redlich, diese Dinge in demjenigen Lichte erscheinen zu lassen, in welchem sie nicht etwa uns nach Maßgabe unserer Schul- oder auch nur Katechismusweisheit, sondern dem Helden der evangelischen Geschichte selbst unter dem Einflusse der ganzen zeitgeschichtlichen Atmosphäre erscheinen mußte. Eine nicht minder aufrichtige Beantwortung wird aber auch der weiteren Frage, wie Jesus über sich selbst, seine Aufgabe und Stellung im Gottesreiche gedacht habe, zuteil. Weder ein politisches, noch ein himmlisches Messiastum habe er beansprucht, wohl aber habe er, der die Herzen der Menge zu gewinnen vermochte, weil er ihnen selbst ein großes Herz, reich an Liebe, Aufopferungsfähigkeit und Erbarmen entgegenbrachte, auch gerade ein Messias der Armen, der Mühseligen und Beladenen, der frommen Dulder und der Stillen im Lande sein wollen. Erst als infolge der ekstatisch-visionären Erlebnisse, die nach seinem Tode den Auferstehungsglauben zur Reife brachten, aus diesem geschichtlichen Jesus der übergeschichtliche Christus, ein himmlisches Geist- und Lichtwesen von der Art, wie man die Engel dachte, geworden war, hob der Wundercharakter des gen Himmel erhöht und vom Himmel her zurückkehrend gedachten messianischen Königs auch die Vorstellung von seinem Reich, und warf der Glanz der Zukunft seine Strahlen auch rückwärts in das Erdenleben Jesu, indem sich zugleich die Lücke des geschichtlichen Wissens von ihm mit farbenprächtigen Bildern der frommen Dichtung ausfüllte. Dies war das Werk der ältesten Messiasgemeinde, von der unser Verfasser ein geschichtstreues Bild entwirft, in dem sie noch als eine innerjüdische Größe erscheint, zunächst ohne weltgeschichtliche Bedeutung und Zukunft.

„Die Entwicklung des Urchristentums zur Kirche" — so lautet der Titel der zweiten Hälfte des Buches. Hier hat es der Verfasser selbstverständlich vor allem mit demjenigen Mann zu tun, in dem man jetzt vielfach geradezu den „zweiten Stifter des Christentums" sieht, weil das Lebenswerk Jesu ohne sein Eintreten dafür auf jüdische Kreise beschränkt geblieben wäre. Auch hier ist wieder die unmißverständliche klare Entschiedenheit zu rühmen, womit sowohl in der Person wie in der Lehre des Paulus das Zusammentreffen jüdischer und heidnischer Bildungsfaktoren nachgewiesen und folgerecht im einzelnen durchgeführt wird. Nur so ist sein ungeheurer geschichtlicher Einfluß zu verstehen. Einer mit Mysterienluft gesättigten Atmosphäre entstammte der mystische Enthusiasmus, der sich hier zum ethisch-sozialen Geist der prophetischen Schriften und der Verkündigung Jesu gesellte und aus Paulus jenen Begründer einer christlichen Theologie machte, dessen ganz eigentümliche Gedankenwelt in der späteren Kirche die Kraft eines zwingenden Lehrgesetzes gewinnen sollte und den Laien noch heute in so manchem befremdlich klingendem Katechismussatz bald ergreift und beschäftigt, bald verwirrt und vexiert. Wirklich verstanden kann aber diese Gedankenwelt nicht werden, wo man ihr mit den Voraussetzungen unserer Schultheologie nahe tritt und nur fragt, inwiefern sie unserem dogmatischen Denken entgegenkommt oder widerspricht. Sie will vielmehr zunächst auf ihre zeitgeschichtliche Bedingtheit durch jüdisches und hellenistisches Denken hin angesehen, dann aber psychologisch, d. h. aus der Verarbeitung, welche jene Elemente im Seelenleben eines Menschen von der be-

stimmten Veranlagung und Geistesrichtung des Paulus finden mußten, begriffen werden. Und eben zu einem solchen Verständnis bietet unser Verfasser eine Anleitung von so durchsichtiger und einleuchtender Art, daß sich ihr gerade auch der nichttheologische Leser, dem es mehr um ein ins Große gehendes Verständnis, als um genaue Feststellung der einzelnen Begriffe und erschöpfende Behandlung der Finessen zu tun ist, zuversichtlich anvertrauen darf. Mit gleichen Empfindungen wird er dann dem Verfasser auf das Gebiet der Evangelienforschung folgen und die fein abgetönten Unterschiede der Farbengebung zunächst bei den drei ersten Evangelisten, dann auch den möglichst stark und doch nicht zu grell aufgetragenen Gegensatz der idealisierenden Darstellung des vierten wahrnehmen. Da dieses letzte Evangelium die vielen Mittelwesen, welche die vor- und nachchristliche Spekulation der aus der Religionsmischung hervorgegangenen sogenannten Gnosis erdacht hatte, auf die einzige Mittlergestalt des „einziggeborenen Sohnes" Gottes reduzierte und insofern zu einem halbgnostischen Lehrgedicht ward, wird zwischen die den älteren und diesem spätgeborenen Berichte gewidmeten Abschnitte eine in meisterhafter Kürze und Anschaulichkeit gehaltene Aufklärung über Begriff und Wesen dessen eingeschoben, was unter „Gnosis" zu verstehen ist, worauf dann ein Schlußabschnitt die „Gründung der kirchlichen Autorität" behandelt. Nur mit wachsendem Interesse kann der Leser diesen verwickelten Prozeß verfolgen, darin so verschiedenartige Elemente, wie der urchristliche Messiasglaube, die paulinische Spekulation, die orientalisch-gnostische Mischreligion und die hellenistische Popularphilosophie sich unter einander ausgleichen sollten. Das Geschäft der Vermittlung vollzieht sich so, daß die spekulativ-mystische Erlösungsreligion nach Ausscheidung der gnostischen Auswüchse im Osten, die praktisch-kirchliche Gesetzesreligion nach Ausscheidung des Judaismus im Westen überwiegende Pflege empfangen. Jene Richtung setzt sich im Johannesevangelium mit seinem hellenistischen Logos-Christus ein klassisches Denkmal, während die andere in der im Laufe des zweiten Jahrhunderts ausgestalteten bischöflichen Verfassung, in der gleichzeitig als bindendes Lehrgesetz auftretenden Glaubensregel und in der Schaffung eines dem alttestamentlichen ebenbürtigen neutestamentlichen Kanons die Formen der kirchlichen Autorität auf die Dauer festlegt. So begleitet unsere Darstellung den Werdegang des Christentums Schritt für Schritt, bis aus dem demokratisch verfaßten Konventikel einer inspirierten Messiasgemeinde eine hierarchisch verfaßte katholische Kirche geworden ist, die ihren Mittelpunkt in der Residenz des römischen Kaisers sucht und bald genug bereit ist, ihm das Weltregiment abzunehmen.

H. Holtzmann.

Das Wunder von Kana.

Ein Beitrag zur biblischen Wunderfrage.

I.

Je mehr sich von Tag zu Tag die Unhaltbarkeit der bisherigen Auffassung des vierten Evangeliums als einer Geschichtsschrift im Sinne der Synoptiker oder als einer auf dem Boden der kirchlichen Christusdogmatik stehenden Schrift herausstellt, desto zäher klammern sich die altkirchlichen Kreise an die Scheingründe an, die für ein kirchlich-kanonisches Evangelium sprechen sollen. Von neuen Gesichtspunkten kann bei dieser Auffassung längst keine Rede mehr sein. Das Hauptgeschäft der Exegeten dieser Richtung ist ein langweiliges Wiederkauen abgestandener Brocken, die für den wissenschaftlichen Geschmack Saft und Kraft längst verloren haben. Die johanneische Frage ist in diesen Kreisen eine endlose jüdische Genealogie, an der sich Katholiken und Protestanten mit gleichem Erfolge beteiligen. Lücke zeugt Tholuck und Beyschlag, Zahn und Haußleiter und so weiter, Chastand feiert in Leenmans eine fröhliche Auferstehung und der Jesuit Knabenhauer ist so glücklich, sich mit Lagarde in einer freilich seltenen Übereinstimmung zu wissen. Der katholische Abbé Loisy dagegen, der weiße Rabe, der den apostolischen Ursprung des Evangeliums leugnet, will offenbar entweder die Strafen des kanonischen Rechtes riskieren oder er muß, wie Schell und andere Reformkatholiken seine löbliche Unterwerfung in Aussicht nehmen. Zur Sühne für diesen Frevel ist übrigens durch den Katholiken Gutjahr die Glaubwürdigkeit des irenäischen Zeugnisses über die Abfassung des vierten Evangeliums neuerdings bewiesen worden, und der Protestant Haußleiter in Greifswald hat sogar in Joh. 21, 24 die beiden Apostel Andreas und Philippus entdeckt, die ihrem Mitapostel Johannes das Zeugnis ausstellen, daß er in seinem Evangelium nicht geflunkert hat. Da der Leibrock des Evangeliums jetzt mit dem dreifachen apostolischen Faden genäht ist, so darf er auch weiterhin den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt bleiben. Über solche und ähnliche Dinge sich zu ereifern oder zu ärgern, wäre eine törichte Schädigung der Gesundheit. Hier tritt der Humor in sein volles Recht. Die theologischen Professoren und Autoren werden hoffentlich dafür sorgen, daß uns anderen, profanen Subjekten der Stoff dazu nicht so bald ausgeht.

Weniger lieb ist uns, daß Männer von entschiedenem Freisinn, großen Verdiensten, anerkannter Gelehrsamkeit, wie Professor Otto Pfleiderer in Berlin, sich nicht von dem Phantom losmachen können, daß der Verfasser des vierten Evangeliums auf kirchlichem Boden stehe, daß er den Standpunkt einer kirchlichen Gnosis vertrete, den Logos-Christus feiere und darstelle und unter anderem auch die Wunder, die er erzählt, als wirkliche Wundertaten Jesu glaube, zugleich aber in ihnen gewisse Lehren und Ideen zur anschaulichen Darstellung bringe. So sei die Erweckung des Lazarus allerdings die Illustration der Idee, daß Christus die Auferstehung und das Leben sei, aber sie soll zugleich als leibhaftiges Wunder gelten, als ein Vorspiel der Auferstehung Christi und Unterpfand der Auferstehung der Christen, die nicht erst der kirchliche Interpolator des Evangeliums, sondern schon der Verfasser selbst (5, 28 f. 6, 39 f.) gelehrt habe („Protest. Monatshefte" 1901, S. 174). Pfleiderer erinnert an Philo, der durch seine Allegorisierung der biblischen Erzählungen deren geschichtlichen Wert auch nicht in Abrede zu stellen gemeint hat (a. a. O. S. 180). Eine solche Denkweise, die Allegorie und Geschichte in eins faßt, sei uns Heutigen befremdlich, aber bei den religiösen Dichtern und Denkern des Altertums tatsächlich vorhanden.

Was nun zunächst die Berufung auf Philo anbetrifft, so hat diese Autorität für das vierte Evangelium keine Beweiskraft. Philo hat die Erzählungen des Alten Testamentes als Bestandteile der göttlichen Offenbarung vorgefunden und als guter Jude an ihrer geschichtlichen Realität nicht gezweifelt, sondern nur mittelst der allegorisierenden Methode ihren tiefern Sinn festzustellen gesucht und geglaubt. Dies allegorisierende Verfahren tritt überall ein, wo geschichtliche Religionselemente nicht geschichtlich, aus ihrer Zeit und Umgebung, sondern vielmehr ungeschichtlich, aus den subjektiven Reflexionen und Religionselementen einer späteren Zeit, begriffen werden sollen. So haben die griechischen Stoiker die Mythologie des Volksglaubens, Euhemerus den Götterglauben, Philo und Paulus das Alte Testament, Hegel und Schelling die kirchlichen Dogmen zu „begreifen" geglaubt, in Wahrheit aber sie aufgelöst, wie denn Strauß und Feuerbach mit Notwendigkeit auf Hegel gefolgt und aus ihm hervorgegangen sind. Dieser auflösenden Macht der Allegorese aber ist sich Philo nicht bewußt gewesen; er hat den Glauben an die geschichtliche Realität der biblischen Erzählungen mit seiner rationalisierenden Deutung vereinbaren zu können geglaubt, weil ihm eben jene Erzählungen als Bestandteile der Offenbarung Gottes an Moses und die Propheten gegeben waren und es ihm nicht einfiel, an der Realität dieser Offenbarung zu zweifeln.

Die Allegorese des vierten Evangeliums aber ist ganz anderer Art. Dem Verfasser ist keine neutestamentliche Offenbarung gegeben, da zu seiner Zeit ein neutestamentlicher Kanon noch gar nicht bestand. Auch die synoptischen Wunder-

erzählungen sind für ihn keine Autorität, da er in der mannigfachsten Weise von ihnen abweicht. Der Verfasser des vierten Evangeliums verhält sich zu den synoptischen Wunderberichten durchaus nicht, wie Philo zu den Erzählungen der Bibel, sondern er steht dem synoptischen Stoffe durchaus frei und selbständig gegenüber. Er allegorisiert nicht den in einer göttlichen Offenbarungsschrift vorgefundenen Stoff, sondern seine Allegorien sind von A—Z *selbständige Kompositionen*, deren Inhalt, Sinn, Tendenz von Inhalt, Sinn und Tendenz der synoptischen Wunder in höchstem Grade abweichen. Allerdings allegorisiert der Verfasser vielfach auch einen gegebenen Stoff, nämlich die evangelische Erzählung der Synoptiker, aber die Art und Weise, wie er dies tut, zeigt deutlich, daß er, soweit dieser Stoff Wunder betrifft, an die geschichtliche Realität dieser Wunder durchaus nicht geglaubt hat. Mit andern Worten: Seine Wunder sind nur der Form nach Wunder, in Tat und Wahrheit aber Allegorien, die etwas ganz anderes ausdrücken, als die Wunder der synoptischen Berichte. Und wenn *Wellhausen* (Evang. Marci S. 31) mit Recht dagegen protestiert, daß man nach der Manier des Philo und seiner Nachfolger in der Erklärung der Parabeln Jesu überall Allegorien finde und dabei womöglich einen doppelten Sinn annehme, den natürlichen und den höheren, so ist es umgekehrt bei der Auslegung des vierten Evangeliums und seiner „Wunder" erster und oberster Grundsatz, keinerlei synoptische Wunder erzählt zu finden, sondern lediglich Allegorien, d. h. *Bilderreden*, deren Sinn einzig und allein aus der Tendenz des Evangeliums verstanden werden kann, die mit der Tendenz der drei ersten Evangelien sich keineswegs deckt.

Wir bemerken daher auch zum vornherein einen bedeutenden und bedeutsamen Unterschied zwischen den Wundern der synoptischen Erzählung und den Allegorien des vierten Evangeliums, die mit Unrecht als Wunder bezeichnet werden.

Es geht hier selbstverständlich nicht an, die Wunderfrage überhaupt aufzurollen oder auch nur die synoptischen Wunder in Hinsicht auf Ursprung, Sinn und Bedeutung zu untersuchen. Für die Wissenschaft ist hier sozusagen noch alles zu tun. Unseres Erachtens muß eine scharfe religiöse und religionsgeschichtliche Würdigung der Person Jesu unbedingt von dem Grundsatze ausgehen, daß Jesus keinerlei Wunder getan und keine zu tun geglaubt hat. Die Wundererzählungen alle und ohne Ausnahme gehören der kirchlichen Redaktion der synoptischen Evangelien an, die eine Masse mythischen und legendarischen Stoffes in sich aufgenommen und verarbeitet haben. Der Glaube an Wunder ist in den großen Kreisen des Volkes immer und überall mit seinen religiösen Überzeugungen verbunden. Er ist der Wiederschein der Religion in der Region des Aberglaubens. So lange es Volksreligion gibt, wird es Wunderglauben geben, denn das Volk kann das Wunder im wahren Sinne, die von der Natur unabhängige Macht des Geistes, nicht anders erfassen, als in einer Veränderung, welche der Geist innerhalb des Naturlebens selbst bewirkt und in der er sich als eine der Natur überlegene und ihren Gesetzen nicht unterworfene Macht beweist. Dieser Grundgedanke des Wunderglaubens ist durchaus richtig, aber falsch und abergläubisch die Form und Gestalt, die den Geist zu einer zaubernden Macht verwandelt. Die wahre Wundermacht des Geistes liegt darin, daß er die Natur den autonomen Zwecken des Geistes gemäß gestaltet, nicht aber darin, daß er in der Natur selbst durch Aufhebung ihrer Gesetze und Ordnungen ein Reich der Zauberei schafft, das die Ordnung der Natur zerstört und die Zwecke des Geistes verkehrt.

Alle solche Zauberwunder gehören dem Kreise des Volksglaubens an und sind aus diesem Volksglauben in die endgültige Redaktion der synoptischen Evangelien eingedrungen. Der Volksglaube der alten Welt, der Juden wie der Griechen und Römer, war mit Wunderglauben angefüllt. Da nun durch Jesus im religiösen Leben der ausgehenden alten Welt eine ungeheure Gährung erzeugt worden ist, der Volksglaube aber nicht im stande war, das Wesen der von Jesus inaugurierten religiösen Neugestaltung in seiner Tiefe und Reinheit zu erfassen, so ist ganz natürlich, daß sich der Volksglaube die religiöse Potenz Jesu in derjenigen Form veranschaulicht hat, in der ihm diese Macht überhaupt zugänglich ist. Der Träger einer großen religiösen Potenz mußte notwendig ein Wundertäter werden. Wie alle bedeutenden Gestalten des religiösen Lebens, so mußte auch Jesus sich die Aureole des Wundertäters gefallen lassen, ohne die das Volk sich höhere Grade religiösen Wirkens nicht vorzustellen vermag. Es wäre selbst ein Wunder, eine Ausnahme von der gesamten Entwicklung des Volksglaubens gewesen, wenn die Gestalt Jesu nicht in diese Sphäre des Wunderglaubens eingetreten wäre. Nachdem die Religionsgeschichte festgestellt hat, daß Volksglaube ohne Wunderglauben nicht vorkommt, nachdem wir es erlebt haben, daß auch nach Jesus alle bedeutenderen Gestalten des kirchlichen Lebens, die sogenannten Heiligen, regelmäßig in das Reich der Wunder hinaufgehoben worden sind, nachdem wir erfahren haben, daß unter unseren Augen, in Lourdes und in Trier und in Italien, dem Lande der wundertätigen Madonna und des heiligen Januarius, alltäglich Wunder geschehen, so werden wir endlich wissen, welche Uhr geschlagen, oder was wir von den Wundern überhaupt, also auch von den Wundern Jesu, zu halten haben. Die Wunder Jesu gehören in die gleiche Kategorie, wie die ungewöhnlichen Wundertaten, die Gott durch die Schweißtücher des Paulus gewirkt hat. Es sind nicht Fakta, sondern sie kennzeichnen nur das geistige Milieu des jüdischen und heidnischen Volksglaubens, in dem Paulus sich seine Rekruten der neuen Heilsarmee hat zusammensuchen müssen. Wir Modernen haben übrigens keinen Grund, verächtlich auf diese Zeitgenossen Jesu und des Paulus und die Redaktoren der Evangelien herabzusehen, denn auch in unserer Zeit macht der Aberglaube in kirchlicher und außerkirchlicher Gestalt immer noch das beste Geschäft. Die Apollonius von Tyana, die Alexander von Abonoteichos und Konsorten sind nicht ausgestorben, sondern sie treiben als Gesundbeter, Spiritisten, Pietisten, Amulettkrämer, Meßpriester, Madonna- und Heiligenverehrer ihr altes Handwerk mit munterer Unverfrorenheit weiter fort. Es ist eine Herabwürdigung Jesu und eine vollständige Verkennung seines Religionstypus, ihm irgend welchen Anteil an dem auf sein Haupt gehäuften Wunderaberglauben zuschreiben zu wollen. Hätte Jesus auch nur ein einziges Wunder getan, d. h. zu tun geglaubt oder versucht, so sänke er in diesem Augenblicke auf die Stufe eines jener Wundertäter herab, die auf dem Niveau des kirchlichen Wunderglaubens stehen, er hätte schlechthin aufgehört, der Mann zu sein, der die größte Cäsur in der religiösen Entwicklung der Menschheit bewirkt hat.

Für das Leben Jesu selbst also kann von irgend welchen Mirakeln gar keine Rede sein. Sie gehören dem Volksglauben an und sind wissenschaftlich als Produkte des Volksglaubens, also im Zusammenhange mit dem gesamten Aberglauben der alten jüdischen und heidnischen Welt zu verstehen. Ein religiöser Kern ist ja in allen diesen Dingen nicht zu leugnen, aber es ist vollendeter Aberglaube, die Gestalt, in welcher dieser Kern eingewickelt ist, für Tatsachen zu halten.

Es mag sein, daß bei einzelnen der synoptischen Heilungswunder, namentlich an den Besessenen, gewisse Bemühungen Jesu um diese Unglücklichen zu grunde liegen, die damals bekanntlich aller und jeder Pflege zu entbehren hatten und deren Leiden mit den Schauern des Aberglaubens vor dämonischen Mächten umgeben waren. Es hat nichts Anstößiges, sondern im Gegenteil etwas Menschlich-Schönes und Rührendes, sich vorzustellen, daß Jesus, diese unendlich tiefe und innige religiöse und philanthropische Natur, sich in dem einen oder anderen Falle, der sein Gemüt besonders erregte, um Milderung, Besänftigung, Beruhigung der aufgeregten Nervenkranken, Epileptischen, Melancholischen oder Tobsüchtigen bemüht hat. Dabei ist ohne weiteres zuzugeben, daß er über die Natur dieser Krankheiten ganz die

Vorstellungen seiner Zeitgenossen über ihren dämonischen Charakter geteilt, und es ist anzunehmen, daß er in gewissen Fällen wenigstens vorübergehend Erfolge erzielt hat.

Dagegen ist nun auch hier zuzugeben, daß diese zeitlich und seelisch verständliche, aber nur ganz untergeordnete Wirksamkeit Jesu innerhalb der Entwicklung der Urkirche immer mehr angeschwollen und Jesus in den synoptischen Berichten zu einem eigentlichen Überwinder der Dämonen geworden ist. Auch diese Berichte müssen aus dem Lebensbilde Jesu beseitigt und als Charakterzug in der Entwicklung des Christentums zur Volksreligion angesehen werden. Schon der Umstand, daß die Dämonen Jesus zuerst als Messias erkennen (Mark. 1, 24) und daß Jesus sie deshalb nicht reden läßt (a. a. O. 1, 34), ist ein deutlicher Beweis, daß wir auf dem Standpunkt der alten Kirche angelangt sind. Denn die Anerkennung Jesu als „Messias" fällt in die Zeit nach seinem Tode und ist der ausschließliche Inhalt des Glaubens an die „Auferstehung" oder „Verklärung", in welcher der von den Juden verurteilte, von Pilatus als Spottkönig gekreuzigte „Betrüger" sich wirklich und wahrhaft als der gewaltige Erneuerer der Religion offenbarte, den zu seinen Lebzeiten keiner seiner Anhänger nach seinem tiefsten Wesen zu erkennen vermocht hatte. Im Kampfe dieses Messias mit den Dämonen spiegelt sich lediglich das Bewußtsein der Urgemeinde, daß sie berufen sei, allem Widergöttlichen in der Welt, vor allem auch dem Heidentum, ein Ende zu machen, und das Banner der neuen Religion der Reinheit, des Lichtes, der Liebe in der Welt aufzupflanzen. Daher nun das Austreiben der Dämonen und das Wunderwirken als nahe verbunden erscheint mit der Ausbreitung der neuen Religion (Mark. 16, 17—20). Wie tief wir aber mit diesen Vorstellungen bereits in das Gebiet des Volksaberglaubens hinabgerutscht sind, zeigt die Anekdote Mark. Kap. 5, wo Jesus Dämonen in die Schweineherde fahren läßt. Dieser breit ausgemalte Schwank, wie Wellhausen die Anekdote nennt, zeigt unwidersprechlich, daß wir mitten im krassesten Volksaberglauben stecken, dem sich das Bild Jesu bereits so sehr getrübt hat, daß er kein Bedenken trug, dem Dämonen-Überwinder auch diese Fabelei aufzubürden. Die erbauliche Fabel mag ja bei Missionspredigten und in gewissen Volkskreisen gruselig genug gewirkt haben, namentlich da es den Juden verhaßte unreine Schweine waren, die der Dämon sich zur Wohnung erkoren hatte. Aber wiederum müssen wir uns vor einem verächtlichen Seitenblicke auf diese altkirchlichen Kreise in acht nehmen. Die Wundergeschichten, der Teufel- und Hexenwahn des Mittelalters und die höllische Topographie der Herren P. Cochem und Professor Bautz lassen jenen biblischen Schwank als harmloses Phantasiegebilde weit hinter sich. Denn der Teufel der neueren Kirche ist bekanntlich schwerer zu befriedigen gewesen, als die gergesenische Dämonen-Legion, die mit Schweinefleisch vorlieb genommen hat. Prof. Dr. Kreyenbühl.

Fr. Delitzschs Babel und Bibel.

III. Teil.

Vor kurzem ist der dritte (Schluß-) Vortrag des Berliner Assyriologen Friedrich Delitzsch erschienen. Drei Jahre sind seit dem ersten, zwei seit dem zweiten Vortrag verflossen. Eine wahre Hochflut von Broschüren und Besprechungen bald für, bald wider Delitzsch ist inzwischen über uns hinweggerauscht. Man war also begreiflicherweise gespannt, was nun Delitzsch in diesem Schlußvortrage uns schenken würde. Nun der Vortrag bietet des Interessanten und Wertvollen genug, wenn auch nicht in dem Maße, wie man es von dem Schlußworte im Babel-Bibel-Streite erwartet hätte.

I.

Wie die beiden ersten Vorträge, so enthält auch der dritte Parallelen zwischen Babel und der Bibel, ausgegrabene Bilder und Keilschrifttexte, durch die ein neues Licht auf dunkle Stellen des Alten Testaments fällt, und religionsgeschichtliche Entwicklungen in buntem Wechsel aneinandergereiht. Ausgehend von der Völkertafel 1. Mos. 10, deren Einteilung nicht den Tatsachen entsprechend und lückenhaft ist, bietet Delitzsch zunächst einige Beispiele aus der hochentwickelten Kunst und Kultur der Sumerer, jenes der Völkertafel, wie überhaupt der Geschichte bis vor kurzem unbekannten Urvolkes von Babylonien. Sodann zeigt er, wie durch die Ausgrabungen auch die wenigen der Bibel bekannten Herrscher des Zweistromlandes uns in das helle Licht der Geschichte gerückt werden. Hierbei kommt er auf die bekannte, den Belsazar erschreckende Inschrift: Mene, mene, tekel upharsin Dan. 5, 25 zu sprechen. Diese ist zu deuten: Es ist gezählt worden eine Mine, ein Sekel und Halbminen. Wie bereits Clermont-Gannau und Nöldecke 1886 gezeigt haben, handelt es sich um nebeneinander gestellte Gewichte oder Münzen, die nach ihrem Werte verglichen werden. In einem geistvollen, satyrischen Witzwort mögen die Juden nach dem babylonischen Exil so die Geschichte des chaldäischen Weltreiches zusammengefaßt haben. Auf den großen Nebukadnezar (die wertvolle Goldmine) folgt der minderwertige Königssohn Belsazar (der Sekel), auf diesen (als die beiden Halbminen) die mächtigen, aber doch eben geteilten Reiche der Meder und Perser. — Wenn Delitzsch weiter den durch Besiedelung der Länder mit babylonischen Kolonisten entstandenen Mischcharakter in der Bevölkerung von Galiläa und Samaria betont und ähnlich wie H. St. Chamberlain in seinen Grundlagen des 19. Jahrhunderts daraus Schlüsse auf den nicht rein semitischen Charakter Jesu, des Galiläers, und seiner Apostel für möglich hält, so werden wir das gewiß für erwägenswert halten. Wenn er weiter zu dem berühmten Verse Ps. 2, 7 „Du bist mein Sohn; heute habe dich gezeugt" verweist auf Stellen wie Cod. Hammurabi 170 oder 192, wonach diese Redewendung in Babylonien als rechtskräftige Adoptionsformel gebraucht wurde, so können wir es als eine sehr wohl angängige Deutung annehmen, daß der messianische König durch diese Worte Gottes zum Adoptivsohn Jahves gemacht werde. Wenn er aber die Bezeichnung „Menschensohn", die Dan. 8, 17 und ständig bei Ezechiel als Anrede Gottes an den Propheten, Dan. 7, 13 vom Messias sowie stets von Jesus als Selbstbezeichnung gebraucht wird, als Babylonismus auffaßt, so scheint mir das durchaus nicht zutreffend zu sein. Die babylonischen Worte mar avilim, d. i. Menschenkind bezeichnen nicht bloß einen Menschen schlechthin, sondern einen Edelmann, einen Freigeborenen im Gegensatz zum Sklaven. Es ist aber kaum möglich, daß der Prophet Ezechiel von Gott als „Edelmann" angeredet worden sei, oder daß gar Jesus sich selbst so genannt habe.

Nach diesen mehr unzusammenhängenden Bemerkungen kommt Delitzsch im zweiten Teile seines Vortrags ausführlich auf die Psalmendichtung zu sprechen. Er zeigt zunächst durch einige hübsche, aber nicht unbekannte Reliefbilder, wie die Musikinstrumente (Harfe, Zither, Handpauke und Zymbeln) im alten Orient, also wohl auch in Israel, beschaffen waren, mit denen man die Psalmen begleitete. In der Tat erinnert ein altbabylonisches Fragment aus Telloh, das eine elfsaitige Harfe zeigt, auffallend an die zehnsaitige Harfe von Ps. 33, 2; 92, 4; 144, 9. Ungleich wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß der alttestamentlichen Psalmendichtung nach Form und Inhalt in den babylonisch-assyrischen Psalmen eine sehr gleichartige Parallele entstanden ist. Rhythmus und Strophenbau ist hier wie dort der nämliche. Jeder Vers zerfällt in zwei inhaltlich parallele Glieder; zwei oder mehr Verse bilden zusammen eine Strophe. Auch die sogenannten akrostichischen Psalmen des Alten Testaments, z. B. 119, die eine Anzahl von Versen mit dem gleichen Buchstaben beginnen und die Strophen mit dem Alphabet fortschreiten lassen, haben in Babel manches Seitenstück. Geradezu erstaunlich ist nun die Verwandtschaft beider Völker nach Inhalt und Bilderwelt ihrer Psalmen. Eine ganze Reihe solcher

tiefempfundenen, vom höchsten dichterischen Schwunge getragenen Hymnen und Bußgebete sind jetzt bekannt.

„Mein Gott, der du mir zürnest, nimm entgegen mein Gebet!
Meine Göttin, die du mir grollest, nimm an mein Flehen!
Nimm an mein Flehen, beruhigen möge sich dein Gemüt!
Mein Herr, gnädig und barmherzig, — — — — — —
Der die Lebenszeit lenkt, dem Tode Einhalt tut, mein Gott, nimm entgegen mein Gebet!
Meine Göttin, blicke auf mich und nimm an mein Flehen!
Vergeben werden mögen meine Sünden, getilgt werden meine Missetaten!
Der Bann auf mir werde gebrochen, die Kette gelöst!
Meine Seufzer mögen hinwegtragen die sieben Winde!
Entzweireißen will ich meine Schlechtigkeit, der Vogel trage zum Himmel sie empor!
Meine Drangsal trage der Fisch hinweg, führe fort der Strom
Abnehmen möge sie von mir das Getier des Feldes,
Rein waschen mögen mich die dahin eilenden Wasser des Stromes!
Mache mich hell gleich dem Glanz (?) des Goldes,
Wie ein Ring (?) aus Diamant (?) möge ich vor dir kostbar sein!
Mache rein (?) meine Schlechtigkeit, errette meine Seele!
Sicher ist deine Stätte (?), dein Rettungsseil (?) ergreife ich.
Von meiner Schlechtigkeit laß mich weichen, laß mich bewahret sein bei dir!" — — —

Das sind Worte, die, abgesehen von der Anrede an die Göttin, auch wohl in einem alttestamentlichen Psalm stehen könnten. Ich habe absichtlich einen von Delitzsch nicht mitgeteilten Bußpsalm herausgegriffen, um nicht den Anschein zu erwecken, als wären solcher schönen und religiös tiefen Lieder nur wenige. Delitzsch führt einige andere, nach Form und Inhalt noch viel schönere Beispiele an als das obige und bietet am Schluß des ganzen Vortrags eine vollständige Übersetzung des langen wundervollen Istarpsalms 26, 187. In den religiösen Liedern beider Völker finden sich, zum Teil in wörtlichen Übereinstimmungen, ergreifende Klagen über allerhand körperliches oder seelisches Leid, finden sich jubelnde Hymnen auf den allmächtigen Herrn Himmels und der Erde. Hier wie dort lesen wir Worte des bittersten Hasses, Flüche und Verwünschungen gegen persönliche Feinde. Ja, soweit wir bis jetzt sehen können, übertreffen die israelischen Rachepsalmen an Bitterkeit und glühendem Hasse noch die des Euphratlandes. Delitzsch stellt hier absichtlich nur zahlreiche Parallelen fest, ohne irgend welche Abhängigkeit behaupten zu wollen. Nur das Eine bemerkt er, daß die hebräischen Psalmen zeitlich viel später sind als die Babylons. Es ist unmöglich, hier die Frage nach dem Verhältnis der Psalmendichtungen beider Völker zu lösen. Es wäre auch kleinlich, bei dem sehr reichen vorliegenden Material im einzelnen nach Anklängen oder Abweichungen zu suchen. Die Hauptsache ist klar: Je mehr wir die religiöse Lyrik beider Länder kennen und verstehen lernen, desto mehr fühlen wir, es ist eine nahe verwandte, eine sehr ähnliche Gedankenwelt, aus der heraus beider Völker Psalmen erwuchsen. Natürlich steht nicht die ganze religiöse Lyrik Babels auf der gleichen hohen Stufe wie die von Delitzsch mitgeteilten Proben, aber gibt es denn nicht auch im Alten Testament recht nüchterne und platte, ja sogar religiös tiefstehende Psalmen voll Lohnsucht und Haß? Die große Masse der Frommen beschränkte sich hier wie dort bei der Aeußerung ihrer Religion auf Opfer und eine sehr äußerliche Wechselbeziehung zwischen Gehorsam gegen die göttlichen Gebote und äußerem Glück, zwischen Gebet und Erhörung, zwischen Leistung des Menschen und Belohnung der Gottheit. Geistig hochstehende Menschen haben hier wie dort diese Stufe überwunden und sind zu einer reineren Frömmigkeit durchgedrungen. Wenn wir schließlich ein von Delitzsch absichtlich vermiedenes Urteil abgeben sollen, so scheint mir nicht zu verkennen, daß manche der babylonischen Gebete mit ihrer Dämonenfurcht, mit ihren zauberhaften Bannformeln, mit ihrer meist grob äußerlichen Fassung der Verfehlung, mit ihrem Aberglauben an allerhand gute und böse Geister unter dem Niveau *jedes* biblischen Psalms stehen. Monotheistisch sind sie eigentlich nicht, oder nur in gewissem, sehr beschränktem Sinne; der Betende wendet sich unter allen Göttern und Dämonen nur an seinen Schutzgott, dessen Macht er für stärker als die anderer Götter hält. Und ich meine auch bei aller Anerkennung der Gleichheiten in Gedankenwelt und Bildern, daß doch inhaltlich, religiös betrachtet, keins der babylonischen Lieder die Höhe des israelitischen Gottesglaubens, wie beispielsweise Ps. 90, die tiefinnerliche Frömmigkeit von Ps. 103 und die triumphierende Glaubensstärke von Ps. 73, 23—26 erreicht.

Stimmungsbilder von den Braunschweiger Tagen.

Es war immer ein Wagnis, als der Protestantenverein am 18. und 19. Mai nach Braunschweig ging. Es sollte und konnte nicht ein Vorstoß einer großen Streitmacht sein, sondern ein harmloser Ausflug einer Sektion und bei einem Ausflug spielt das Wetter eine Hauptrolle und gibt von vornherein dem Ganzen die Stimmung. Die alte Löwen- und Lessingstadt ist immer eine Hochburg des kirchlichen Liberalismus gewesen, und es wirkt hier seit reichlich einem Jahrzehnt eine mehrere hundert Mitglieder starke Vereinigung, die den wunderlichen Namen „Freier kirchlicher Verein" führt, aber im ganzen dieselben Ziele hat wie der Protestantenverein. Die Mitgliederzahl aber, die der letztgenannte Verein bis dahin in Braunschweig zu verzeichnen hatte, stellte sich in der bescheidenen Ziffer 2 dar! Und die Zeit wie die allgemeine Lage war so ungünstig wie nur möglich. Sie wäre nur durch die großen Juliferien zu übertreffen gewesen, wo alle Welt im Harz oder an der See ist. Kirchliche und religiöse Versammlungen, von sonstigen Vorträgen und Veranstaltungen gar nicht zu reden, gab es auch diesen Winter wieder so reichlich, daß jedermann satt war. Noch drei Tage vorher hielt Sulze einen Vortrag über protestantischen Kirchenbau; Mitte März war Otto Baumgarten da mit einer vom freien kirchlichen Verein veranstalteten Vortragsreihe über Goethe und Carlyle, im letzten Herbst nicht weniger als zwei theologische Ferienkurse innerhalb zweier Wochen, mit dem Feldgeschrei „hie rechts — hie links", dazu Evangelischer Bund, Gustav-Adolf-Verein, Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein u. a. m., ein jeder mit von auswärts verschriebenen Rednern, die übrigens an und für sich das hiesige Publikum auch noch nicht immer „ziehen", wenn man ihm nicht noch etwas Klimbim, musikalische Vorträge und dergleichen, mit in den Kauf gibt. Das breite Bürgertum, wie wohl fast überall, indifferent und schon in der Vorfreude auf Stangenspargel und Hammelkoteletts begriffen, — die Beamtenschaft durchweg kühl bis ans Herz hinan; „Juristen das seind schlechte Christen" sagte in der Abendversammlung einer, der es weder mit den Juristen noch dem Protestantenverein gut vorzuhaben schien, — die Lehrerwelt in Sachen der Schulaufsicht mit dem braunschweigischen Pfarrerverein in Unstimmigkeit und für uns vorläufig wenig zu haben, — unsere Stadtgeistlichen teils Freunde der „Christlichen Welt", teils uns zugetan, aber durchweg in Amtsgeschäften gehetzt und von dem überladenen Konfirmanden-Dritteljahr herkommend — das sehr beklagenswerte Fehlen einer Mittelpartei, ein Umstand, der der kirchlichen Linken immer gefährlicher wird, — dazu unsere Pastorenschaft auf dem Lande in überwiegender Mehrheit von demselben St.-Blasius-Wind angeweht, der durch den dunklen alten romanischen Heinrichsdom weht, allwo ein zorniger, eifriger Gott wohnt, der sich nur von außen her und von oben herab der sündeverfluchten Welt offenbart, und der gar nichts weiß von Weltaufgeschlossenheit, und der nicht fragt nach der Sehnsucht solcher, die den lebendigen Gott im wirklichen Leben suchen. Auch hatte die Orthodoxie in die Posaune geblasen: „Seid auf der Hut, ihr gefährdeten Seelen! Der Protestantenverein kommt, der bekanntlich das Christentum abschaffen will, der uns unsere Bibel und den Katechismus und unser Gesangbuch nehmen will. Wir werden keine Weihnachts- und Oster- und Reformationslieder mehr singen können, wenn der ††† hier Boden fassen sollte!" Tatsächlich sollen etzliche ängstliche Seelen, die sich gerade das neue teure und dickleibige Gesangbuch zugelegt

hatten, in großer Aufregung gewesen sein. Nun sollte all das schöne Geld weg sein? — —

Ja, es standen Wetterwolken am Himmel, als der Protestantenverein mit seiner ersten Sektion einen Ausflug nach Braunschweig machte. Aber der Wind kam geweht und zerstreute die Wolken; und wenn auch — hier ohne Bild geredet — einige kleine Regenwolken am Himmel hängen geblieben waren und von Zeit zu Zeit einige Spritzer herabschickten, so war und blieb doch die Stimmung vorzüglich. Der Geist der Wahrhaftigkeit, hoffnungsfreudiger und siegesgewisser Wahrhaftigkeit, wehte ungedämpft durch die Reihen hin; und unser Protestantenverein darf sich sagen: es ist in Braunschweig ein gutes Feld für die Sache kirchlicher Freiheit und religiöser Wahrheit. Die Braunschweiger Tage waren kein jubelndes Fest, sie sollten erst recht keine Heerschau sein, aber sie waren viel, viel mehr als eine bloß beratende nüchterne Zusammenkunft. Es war vor allen Dingen keine Pastoren-Versammlung. An den „Papen" liegt uns diesmal nicht so sehr als an den Laien, hatte vorher einer gemeint. Und mit Recht, die Pastoren allein sollen's nicht machen. Das hat der Protestantenverein von jeher betont. Natürlich, auch unsere uns nahestehenden Geistlichen aus dem Herzogtum waren zahlreich herbeigekommen, und es war eine Freude zu hören, wie sie mit in die Debatten eingriffen. Die Stadtgeistlichkeit hätte noch zahlreicher vertreten sein können als sie es war. Die (hinterher selbstverständlich als gänzlich unbegründet erwiesene) Befürchtung, der Protestantenverein wolle dem freien kirchlichen Verein seine „Zirkel turbieren", mag den einen oder anderen fern gehalten haben. Auch von außerhalb des Blaugelbs war die Beteiligung gut. Da waren sie herbeigekommen, unsere alten Berliner, Bremer und Hamburger Freunde, und waren herzlich froh, den biederen süddeutschen Freunden und den Gesinnungsgenossen aus der Diaspora, i. e. Hannover, Westfalen und Pommerland, die Hand schütteln zu können.

Der Schwerpunkt der Braunschweiger Veranstaltungen lag zweifellos in den Sektions-Verhandlungen. Die erste Sektion (Kirchenverfassung und Kirchenpolitik), unter Max Fischers Vorsitz, beriet am Donnerstag nach einem eindrucksvollen Referat Georg Graues über die protestantische Lehrfreiheit in eingehendster Weise. Wir müssen uns darauf beschränken zu berichten, daß es zu einem Endresultate nicht gekommen ist, sondern daß die Sache mit drei einander entgegenstehenden, aber auch einander ergänzenden Reihen von Thesen der Sektion zur weiteren Verarbeitung überwiesen wurde. Und sollte die nächste Sektionsverhandlung auch noch nicht mit dem Gegenstand fertig werden, so wäre auch das noch kein Elend. Die Sache ist schwerwiegend genug und vermag Erörterung zu ertragen. Den Höhepunkt brachte der Freitagmorgen mit Kirmß' Referat über die kirchliche Lage. Wir haben die Front unserer Arbeit nach links hin zu nehmen, wenn wir etwas erreichen wollen! Der Vortrag erschien der Versammlung so bedeutsam, daß sie jede Diskussion als eine Abschwächung fürchtete.

Mit dem Publikum, das sich zu der Sektion einstellte, darf der Protestantenverein der Qualität und der Quantität nach sehr zufrieden sein. Es war nicht die obligate, einen wesentlichen Bestandteil aller hiesigen kirchlichen und religiösen Versammlungen ausmachende Zuhörerschaft, die überall dabei ist, ganz einerlei, ob nun die Gräfin Schimmelmann kommt oder Johannes Müller oder der Hofprediger a. D. Stöcker, sondern es war eine stattliche Zahl von feinsinnigen und gebildeten Laien, Herren und Damen, die sichtlich regstes Interesse hatten und die nicht etwa durch die sensationelle Neugierde herangelockt waren, die Hauptbeteiligten des Falles Fischer einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Dabei darf hier wohl betont werden, daß die Braunschweiger, soweit sie den Pastor Fischer noch nicht kannten, von ihm einen anderen Eindruck gewonnen haben als den kirchenbehördlichen der Unbesonnenheit und Unreife. — Die Verhandlungen des ständigen Ausschusses unter Leitung unseres allverehrten Karl Schrader, so hochbedeutsam sie auch waren, hätten ja zur Not irgend anderwärts zwischen Memel und Wesel stattfinden können. Es war jedoch entschieden ein großer Vorzug, daß diesmal außer den Vereinsmitgliedern einzelne hervorragende, in kirchlichen Angelegenheiten hier führende Persönlichkeiten als Zuhörer teilnehmen konnten. Das ist eine Weitherzigkeit, die ihre Früchte tragen wird. Solche Männer gewinnen einen Einblick in unsere intime Arbeit und werden mit der Zeit aus interessierten Zuhörern zu Mitarbeitern.

Die öffentliche Versammlung am Donnerstagabend brachte des Guten reichlich. Da hatten wir beides in guter Ergänzung: Begeisterung und ruhiges Abwägen. Websky-Berlin sprach über die Glaubensgerichte in den deutschen Landeskirchen seit der Stiftung des deutschen Protestantenvereins, und der Wiesbadener Fresenius über die Rechte und Pflichten der protestantischen Gemeindeglieder. Die Zeitungen haben über einen „ziemlich zahlreichen" Besuch dieser Versammlung berichtet. Habeat sibi. Ich mußte an die großen Berliner Volksversammlungen beim letzten Protestantentag denken und auch an unsere außerordentlich stark besuchten Braunschweiger Gemeinde- und Familienabende. Wäre die Jahreszeit eine andere gewesen und hätte der abendliche Mairegen nicht die Gestalt eines Wolkenbruchs anzunehmen versucht, so hätte der Saal nicht ausgereicht. Um die Diskussion erwarb sich wider seinen Willen ein Anhänger der strammsten Rechtgläubigkeit ein Verdienst. Er stellte die Frage: weshalb treten die Geistlichen, die mit der kirchlich festgelegten Lehre nicht übereinstimmen, nicht lieber aus Kirche und Amt aus? Ihm wurde eine mehrseitige und umfassende Antwort. Es wäre sehr gut gewesen, wenn auch bei den Verhandlungen der Sektion einer von der Rechten das Wort genommen hätte und hätte uns gesagt, wie er es sich eigentlich denkt: Einfluß gewinnen auf die kirchlich und religiös Gleichgültigen. Wollen doch gerade unsere neueingerichteten Sektionen der Rede des Gegners frei stehen und ein besseres Verständnis ihrer Ansichten und ihrer Arbeit anbahnen. Wollen doch gerade sie der „Erkenntnis gemeinsamer Grundlagen und damit dem ehrlichen kirchlichen Frieden dienen"!

Es hat noch einem jeden, der nach Braunschweig zu einer Tagung kam und der sich nicht von vornherein durch die bedrückende Unfreundlichkeit des Bahnhofs dauernd herabstimmen ließ, in den Mauern der guten alten Stadt behagt. Auch dem Protestantenverein, obwohl es für ihn am 18. und 19. Mai ernsthafte Arbeit galt. Der Donnerstag mit seinen zehn und eine halbe Stunde Vorträgen und Verhandlungen nahm alle Kraft in Anspruch, so daß für die Besichtigung von Sehenswürdigkeiten wenig Zeit blieb. Die in der Pfingstwoche und ihren Tagungen herkömmlichen Papas mit den Mamas und mit den zwei, drei erwachsenen und über die endlosen Sitzungen schmollenden Töchtern in hellen Sommerhüten waren hier nicht vorhanden. Dafür aber waren von auswärts und auch aus der Stadt Frauen gekommen, denen es heiliger Ernst war um die Sache. Und doch, wo wäre eine Tagung, die sich dem Einfluß ihrer äußeren Umgebung entziehen könnte! Haben die mittelalterlichen Häuserreihen, durch die unsere Gäste unter der Führung unseres trefflichen Hermann Hauswaldt hindurch schritten, ihnen von einer toten längst hinter uns liegenden Zeit gepredigt? Oder haben die wunderlichen, oft derben Holzschnitzereien ihnen davon gesagt, daß es die Zeit der deutschen Reformation war, in der unsere Altvordern diese Häuser gebaut haben? Und überall neben den mittelalterlichen Bauwerken waren die Giebelhäuser der Renaissance zu sehen. Was will der Protestantenverein anderes als eine Renaissance unseres Volkslebens im alten freien Geist der Reformation!

Und was wäre eine Tagung ohne persönliche Berührung? Ein offizieller Begrüßungs- oder Empfangsabend fand zwar nicht statt. Doch die Männer, die da am Vorabend in den behaglich ausgedehnten Räumen des Hotels an der Görde-lingerstraße beisammen saßen, und alle die, die an den anderen Tagen in den mancherlei Nischen und Winkeln zu-

sammenrückten oder zum Mittagsmahl sich vereinigten, werden davon zu sagen wissen, wie wertvoll, ja wie unerläßlich ein persönlicher Gedankenaustausch ist. Man mag alles Sachliche noch so sachlich zu behandeln suchen und man kommt doch nicht los von der Persönlichkeit! Schon aus diesem einen mehr abseits vom Weg liegenden Grunde ist es dringend zu wünschen, daß möglichst häufig, im Frühjahr und im Herbst, solche kleineren Veranstaltungen wiederholt werden wie die in Braunschweig, und zwar in den verschiedensten Städten. Sie würden der Sache des Protestantenvereins ungeheuer förderlich sein. Sollte aber über kurz oder lang wieder einmal eine Sektion nach Braunschweig kommen, so darf sie guter Aufnahme und williger Förderung gewiß sein.

Am Freitagmittag wurden die Verhandlungen geschlossen. Im Bewußtsein, man war nicht vergeblich beisammen gewesen. Auch der neueingerichtete Schriftenvertrieb hatte einen befriedigenden Abschluß erzielt. Ein kleiner Rest von Berliner, Bremer und Braunschweiger Freunden tat dann das gleiche, das am Mittwoch die Hamburger unternommen hatten, und fuhr auf einige Stunden nach Harzburg in die maigrünen Berge. Auf dem Burgberg standen wir an der Kanossasäule und sahen ins Land hinaus. Die Bismarckworte am Monument „nach Kanossa gehen wir nicht" gaben Anlaß zu besonderen Gedanken. Für die Gegenwart bedrückende, für die kommende Zeit aber hoffnungsvoll hinausschauende Gedanken. Nur Mut! Nur vorwärts! Es muß doch Frühling werden! —

Vom Büchertisch.

W. Kulemann, Landgerichtsrat. Die Eidesfrage. Eisenach und Leipzig. Thüringische Verlagsanstalt. 1904.

Der Autor ist die bekannte zufolge seines Eintretens für religiöse Aufklärung und Vertiefung von allen Freunden des Protestantismus hochgeschätzte Persönlichkeit. Den Kernpunkt des Werkes bildet ein im Oktober 1903 in der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft über die Eidesfrage gehaltener Vortrag. Wir schulden dem Verfasser für die Art und Weise, in der er den gedankenreichen in sich abgeschlossenen Vortrag weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat, besonderen Dank. Dem Vortrage geht eine Einleitung voraus, in welcher Kulemann darüber genauen Bericht erstattet, welche Stellung Synoden und Kirchenbehörden, die Eisenacher Kirchenkonferenz und die Kommissionen sowie das Plenum des Reichstages zu der Eidesfrage genommen haben. Auf den Vortrag folgt eine Skizze der interessanten Debatte und Verhandlung, welche im Anschlusse an den Vortrag in der oben erwähnten Gesellschaft stattgefunden hat. Vor einer größeren Öffentlichkeit und unter Berücksichtigung der Erörterung seines Vortrages in der Rheinisch-Westfälischen Gesellschaft widmet Kulemann ein Schlußwort der Darlegung des von ihm zur Eidesfrage eingenommenen Standpunktes. Eine literarische Übersicht bildet den Abschluß des Werkes, welches als eine wesentliche und umfassende Begründung der Notwendigkeit erneuten gesetzgeberischen Eingreifens in Sachen der Eidesfrage bezeichnet werden kann. Kulemann geht nicht im Sinne derer vor, welche von einer ihrer Auffassung mehr entsprechenden konfessionellen und solennen Umkleidung der heutigen Eidesformel ein Heil aus der gegenwärtigen Bedrängnis erwarten. Kulemann bekämpft vom staatlichen Gesichtspunkte aus die Hineinziehung der Religion in die Machtsphäre des Staates, „Religiöse Einrichtungen dürfen nur für religiöse Interessen nutzbar gemacht werden. Jede Verwendung darüber hinaus bedeutet eine Profanierung" (S. 96). Kulemann legt eingehend dar, daß dieses Ziel gerade auch vom religiösen Standpunkte aus verfolgt werden müsse, ohne Rücksicht darauf, daß von den Anhängern eines ausgesprochenen Atheismus nach dem gleichen Ziele gestrebt werde. Kulemann tritt im Schillerschen Sinne „aus Religion" dafür ein, die Eidesleistung fakultativ zu machen, d. h. es jedem zu überlassen, an Stelle des Eides eine bürgerliche Beteuerungsformel zu wählen. Auf des Verfassers ausführliche, gewissenhafte und objektive nähere Begründung dieser Forderung wie auf die Formulierung der reichhaltigen sonstigen Thesen, in denen der Verfasser seine ihm bei einer anderweiten Regulierung der heutigen Eidgebote durch den Staat vorschwebenden Ideen zusammenfaßt, kann hier nur verwiesen werden. In der Versammlung, für welche Kulemanns Vortrag zunächst bestimmt war, wurde die These, die befriedigendste Lösung der Eidesfrage in der Abschaffung des religiösen Eides und dessen Ersetzung durch eine bürgerliche Beteuerungsformel zu erblicken, abgelehnt, und ein Antrag des Kölner Oberlandesgerichtspräsidenten, „Es ist auf tunlichste Verminderung der Eide Bedacht zu nehmen", angenommen. Damit ist auch von jener Versammlung das Reformbedürfnis des heutigen Eideszwangsrechts zum Ausdruck gebracht worden. Daß Kulemann die einzig ersprießliche und befriedigende Lösung der heutigen Mißstände auf dem Gebiete des Eideswesens nur von dem Beschreiten des von ihm vorgeschlagenen Weges erwartet, betont er in seinem Schlußworte. Sein Appell an die öffentliche Meinung, die gesetzgeberischen Faktoren zu erneuter energischer Regelung der Eidesfrage zu veranlassen, verhallt hoffentlich nicht ungehört. — Es mag schließlich hier noch darauf hingewiesen werden, daß kein geringerer als Kant die Heranziehung des Eides als Bekräftigungsmittel für die Wahrhaftigkeit des Staatbürgers in schärfster Weise kritisiert hat. Kant nennt den Eid „bürgerliches Expressungsmittel" im Punkte der Wahrhaftigkeit, eine ungereimte Vermessenheit (Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, Hartenstein Band 6, Seite 257, 258) und verweist demgegenüber auf das Gebot Christi, sich des Schwörens zu enthalten (Matth. 5, 34—37). An einer anderen Stelle nennt Kant (Metaphysik der Sitten, Hartenstein Band 7, S. 299) den Eid „ein mechanisches zur Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit dienliches Mittel, dessen man in politischer Rücksicht noch immer nicht zu entbehren glaube". Damit hat der Weltweise — und darüber wird man auch heute nicht hinweg kommen — zum Ausdruck gebracht, daß für die Beibehaltung des Eides nicht religiöse, sondern nur weltlich-politische Motive sprechen können. Deshalb sind es stumpfe Waffen, wenn Kulemanns Standpunkt in der Eidesfrage aus religiösen Motiven bekämpft wird. Man kann auf gegnerischer Seite den Eid (etwa wie den Krieg) aus politisch-taktischen Gründen als ein notwendiges Übel betrachten, für dessen Abschaffung die heutige Zeit noch nicht reif sei, aber man wird nie und nimmer vom Standpunkte der Religion aus die Eidgebote des Staates verteidigen oder im Gegensatz zu Christi Wort (Matth. 5, 34—37) in ihnen eine Stärkung des religiösen Gewissens des Staatsbürgers erblicken dürfen.

Berlin. Stettiner.

Lebensfragen, Schriften und Reden. Herausgegeben von Heinrich Weinel.

Ernst Linde. Religion und Kunst. Tübingen 1905. Mohr.

Von der Frage ausgehend: Kann die Religion von der Kunst abgelöst werden? prüft der Vortrag Kunstgenuß, Kunstschaffen und Kunstwerk auf ihren religiösen Gehalt und andererseits die Religion vom Standpunkt der Ästhetik, um zu dem Schluß zu gelangen, daß die Kunst ein vollwertiger Ersatz der Religion auch heutzutage, wo sie viele dafür halten, nicht sein könne. Religion und Kunst befördern beide unsere Glückseligkeit, jedoch mit dem Unterschiede, daß „die Summe der erzeugten Lustgefühle in der Kunst niemals dem beständigen intensiven Lustgefühl, das Religion erzeugt, gleichkommt". Kunst ist im grunde Sache einer gebildeten Minderheit, Religion für alle, besonders die Mühseligen und Beladenen. Endlich ist die Arbeit der Religion an der Weltdeutungsaufgabe größer als die der Kunst. Diese ist im grunde eine Einheit, während man sich bei jener mit unendlich vielen Weltbildern gemäß den vielen Künstlerindividualitäten auseinanderzusetzen habe. Bezüglich der Moral ist Religion eine zuverlässigere Stütze als die Kunst. Ohne religiöses Organ kein vollkommener Mensch, erst recht kein Künstler. Gute Deutung erfährt das Goethewort: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion; wer diese beiden nicht besitzt, der habe Religion", indem der Anspruch der Religionsgegner auf dasselbe wirksam abgewiesen wird.

Alles in allem ein gut orientierender, das Wesentliche klar zusammenfassender Vortrag. Schönwald.

Leben und Glauben des Christen. Von Pfarrer G. Bittkau, Leipzig 1905. Dürr. 197 S. 2,40 ℳ.

Das „Leben und Glauben des Christen nach dem Wort und Vorbild des Heilandes im Anschluß an Luthers Katechismus dargestellt" will sein „ein Hülfsbuch für Volksschullehrer, Religionslehrer, zum Konfirmandenunterricht und für suchende Christen". Nun, eine Kritik in diesem Blatt und von einem Beurteiler kann kaum alle vier Adressen berücksichtigen. Ich will mich auf den Konfirmandenunterricht beschränken, wobei ich allerdings zugebe, daß das wertvolle Buch sich mit Recht an die anderen Adressen auch wendet. Für den Konfirmandenunterricht ist es selbstverständlich bei der Fülle des Stoffes nicht als Leitfaden, sondern als Stoffquelle zu benutzen. Soviel hier geboten ist, vermisse ich doch in dem einleitenden Teil einiges über das Wesen der Religion und wenigstens das wichtigste über andere Religionen, den Unterschied vom Christentum, ihre Vorzüge und Mängel. Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß die gesicherten Resultate der modernen Theologie in mustergültiger Weise, also ohne Polemik und aus religiösem Interesse, für den Konfirmandenunterricht verwertet werden. Wir haben es also mit einem modernen Buche zu tun, und ich zweifle gar nicht daran, daß die „positiven" Pastoren, weil sie doch nun einmal von unserer wissenschaftlichen Arbeit leben, insgeheim hier starke Anleihen machen werden. Der Anschluß des Stoffes an den kleinen Katechismus und Verwertung des Katechismus als Text wird, hoffe ich, recht viele dazu verführen. Man könnte gegenüber der Behauptung von den wechselnden Hypothesen der theologischen Wissenschaft aus Bittkaus Arbeit den Nachweis führen von dem Recht und der Notwendigkeit, daß die feststehenden Ergebnisse der Wissenschaft im Religionsunterricht zu verwenden sind. Nur habe ich auf diesem Gebiete zu beanstanden, daß elementare Ereignisse wie Erdbeben als Gottes Strafgerichte anzusehen sind. Das sind sie nicht. Gottes Strafgerichte vollziehen sich innerlich, wenn sie auch von da nach außen wirken. Ebenso würde ich den Bericht vom Sündenfall nicht als Geschichte nehmen, auch nicht im Jugendunterricht. Damit, daß der Sündenfall als Vorgang im menschlichen Einzelleben gelehrt wird, erübrigt sich auch die herkömmliche, aber falsche Geschichtskonstruktion des Volkes Israel, als habe sich dies Volk unter dem Fluche eines vorhistorischen Sündenfalles entwickelt. Gebhardt.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 27.

Bremen
Berlin.

1. Juli 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Der 16. evangelisch-soziale Kongreß. II. — Kreissynoden. II. — Des Falles „Heyn" Ende. II. — Nachrichten. — Anzeigen.

Der 16. evangelisch-soziale Kongreß.

II.

5. Das Christentum.

a. Im engsten organischen Zusammenhange mit seinem religiösen Gute (Glaube an den himmlischen Vater) steht als Prinzip der christlichen Sittlichkeit die Liebe da. Ihr Träger ist die freie Persönlichkeit. Sie gestaltet die Einzelgebote aus sich heraus. So sehen wir sie wirksam in der Persönlichkeit Jesu Christi selbst. So ging sie auf seine Jünger über.

b. Mit diesem seinem sittlichen Prinzipe ist das Christentum grundsätzlich an soziale Arbeit gewiesen; sie ist das natürliche Feld seiner Tätigkeit.

c. In seiner sozialen Wirksamkeit ist das Christentum durch keine unbedingten, ewig gültigen Einzelforderungen gebunden. Es gestaltet Gebote und Verbote nach Aufgaben und Verhältnissen frei aus dem Prinzipe der Liebe heraus. Darin liegt seine unschätzbare Bewegungsfreiheit.

d. Die soziale Arbeit des Christentums durchdringt alle natürlich notwendigen menschlichen Gesellschaftsgruppen gleichmäßig mit einer höheren, sie zusammenfassenden Kraft. Dagegen erkennt sie keinerlei Scheidung in vollkommneres oder unvollkommneres Christentum an. Was in dieser Hinsicht auf christlichem Boden sich geltend gemacht hat, kann vom Standpunkte Jesu Christi aus nicht gerechtfertigt werden.

Aus alledem ergab sich als Schluß:

6. Das Christentum hat noch eine unendliche Perspektive seiner sozialen Aufgabe. Der Buddhismus vermag einen neuen Aufschwung seiner sozialen Wirksamkeit nur dadurch zu gewinnen, daß er in christliche Bahnen einlenkt, wie wir es verschiedentlich heutzutage bemerken. Darin liegt das stille Eingeständnis, wo die größere soziale Kraft zu finden ist.

Beispiele bewiesen dies Einlenken des Buddhismus, und zwar handelt es sich dabei sowohl um einzelne Einrichtungen (Kirchengebäude, Predigten, Jünglingsvereine), wie um den christlichen Geist (japanischer Verein vom Rot. Kreuz). Das Christentum löst dem Buddhismus die Fesseln, das können wir mit Freude beobachten.

Es lag in der Natur des Stoffes, daß man auf eine Debatte verzichtete. So versuchte Harnack in einem glänzenden Schlußworte nur noch zwei Richtlinien aus dem Vortrage zu ziehen. Eindrucksvoll stellte er zwei Fragen? „Was wird aus einer Kirche, die ein doppeltes Ideal des Sittlichen hat?" Das wird daraus, daß die Verehrung des höheren Ideals durch die anderen alles andere absorbiert, und daß die Vertreter des höheren Ideals schließlich den breiten Schichten Luft, Licht, Leben und Selbstgefühl nehmen. Und „was wird aus einer Religion, die nicht aus einem Prinzip heraus handelt, das in seinem Gedanken fest und verständlich, in seiner Anwendung absolut frei ist?" Die Religion ist nur dann auf der Höhe, wenn sie ebenso bestimmt ist im allgemeinen, wie unbestimmt und frei im einzelnen. Weil unsere evangelische Kirche nicht zwei Schichten kennt und sich nicht in ein Gesetz der Zeit, der Juristerei usw. einspannen lassen will, darum wird sie leben und bleiben und dem Buddhismus nicht nur gewachsen sein, sondern wie ein Magnet auf ihn wirken.

Stark war der Beifall gewesen zu Hackmanns Vortrag, jetzt riß das daraus entnommene Bekenntnis zur Kraft eines freien Protestantismus alles mit sich; der Beifall wollte nicht enden.

Nach etwa 1½stündiger Pause begann der Volksabend, der acht Ansprachen brachte.

Prof. Delbrück schlug einen scherzhaften Ton an, um in allem Ernste die vielgeschmähte Dame „Öffentliche Meinung", die man auch Dirne genannt hat, zu rühmen. Früher gab es eigentlich keine einheitliche öffentliche Meinung, was jeder so nannte, war die Meinung seiner Partei. Weil die Parteien im Niedergang sind, giebt es öffentliche Meinung, die nicht Partei und darum machtvoll ist. Der Redner zeigte das am Bergarbeiterstreik. Freilich sie muß sich weiter rühren und noch stärker werden, z. B. auch gegenüber den Wahlrechtsvorlagen in Lübeck und Hamburg, die bei ihrer Annahme nur dieselben Folgen haben könnten wie der Wahlrechtsraub in Sachsen. — Frl. v. Hindersin redete über die Frauenbewegung unter Ablehnung der extremen Richtung, die durch auffallendes Gebahren unangenehm berühre, und forderte Teilnahme der Frauen am kirchlichen Wahlrecht und den Schulkommissionen. Darin liege kein Streben nach Rechten, sondern nach Pflichtbetätigung.

Naumann ging in seiner Ansprache auf dem Volksabende aus von Uhlhorns „Protestantismus und Katholizismus gegenüber der sozialen Frage". Es war ein eigentümliches Bild: Der moderne Theologe, der evangelisch-soziale Führer Naumann, verherrlichte den Mann, der als Kirchenfürst die moderne Theologie aufs schärfste bekämpft und der evangelisch-sozialen Sache geschadet hat wie kein zweiter. Er las seine eigenen Gedanken aus Uhlhorn heraus; wer nichts von Uhlhorn wußte, konnte glauben, Naumann sei nichts anderes als ein Schüler Uhlhorns. Und er betrachtete ihn außerhalb des Geschichtszusammenhanges, unbekümmert um die beabsichtigten und faktischen Wirkungen jener Schrift stellte er einige Sätze heraus, die ihm groß und richtig schienen. Wie weit er sie dabei richtig interpretiert, wie weit er sie umgebogen hat, das kann der Berichterstatter im einzelnen nicht feststellen, da er Uhlhorns Schrift nicht zur Hand hat. Und zwar handelt es sich wesentlich um drei Sätze.

1) Da ist zunächst Luthers These, die Uhlhorn gegen Wichern und Stöcker ausspricht: Die Kirche habe nichts zu tun, sondern zu reden, das Wort müsse es allein tun. Ich habe dagegen immer die lebhaftesten Bedenken. Ja, wenn unsere Worte Taten wären! Aber die kirchlichen Worte sind ja meist nichts anderes als Worte. Luthers These ist in gewissem Sinne zeitgeschichtlich beschränkt; in einer ruhigeren Zeit als der unseren konnte ein Wort ganz anderen Eindruck machen als heute. Schließlich steht der Satz durchaus nicht in Übereinstimmung mit der Auffassung Jesu (Matth. 5, 16). Und doch, wenn ich den „kirchlichen Industrialismus" sehe, der z. B. sogar kirchliche Sparkassen gründet, so muß ich den von Uhlhorn und Naumann wiederholten Satz Luthers als einen scharfen, aber guten Warnungsruf anerkennen. Und von der notwendigen Trennung von Religion und Politik, wie sie Naumann erlebt hat und aufs schärfste vertritt, werden sich kirchliche Kreise vielfach nur von diesem lutherischen Gesichtspunkte aus überzeugen lassen.

2) Und dann die Forderung Uhlhorns: es soll dem Seelsorger gleichgültig sein, zu welchen Parteien die gehören, zu denen er religiös zu reden hat. Eine unbedingt

richtige These! Es wäre in der Tat viel erreicht, wenn sie nach rechts und links gleichmäßig inne gehalten würde. Aber wir wollen uns nicht verhehlen, sie stellt eine große Forderung an die Selbstzucht des Seelsorgers, wenn er selbst irgendwie politisch interessiert oder gar tätig ist; und ich meine, sie hat geradezu zur Voraussetzung und zur Kehrseite, daß der Pastor auch in seiner privaten politischen Betätigung zurückhaltend ist.

3) Und schließlich — was für Naumann die Hauptsache ist: Der Kern der Verkündigung in dieser sozialen Zeit sei, daß die Arbeit Gottesdienst ist, im Gegensatz zur mittelalterlich-katholischen Auffassung der Arbeit als Strafe. Diese Forderung ist in der kirchlichen Predigt der letzten Jahrzehnte im wesentlichen nicht befolgt. Daran ist nicht das anders orientierte Perikopensystem schuld, auch kann man nicht sagen, daß der Gedanke zu klein und schwach sei — Naumann entrollte ihn in seiner ganzen Größe; sondern die Arbeit, wie sie heute ist, läßt sich nicht als göttliche Lebensleistung beschreiben. Uhlhorns Gedanke setzt freie Arbeit voraus. Luther hat von der Magd geredet, die ihre Arbeit als Gottesdienst tut, und Uhlhorn hat es ihm nachgesprochen; aber die Magd gehört nicht zu den modernen Berufsarbeitern, sie kann in ihre Arbeit immer noch ein Quäntchen ihrer eigenen Seele hineintun, aber der durchschnittliche Arbeiter von heute hat keine Bestimmung über seine Arbeit. Darum fühlt er sich als ganz unwesentlich bei dem Arbeitsprozeß, und ein solcher Mensch muß sein eigentliches „Leben" entweder im Genuß oder in der Frömmigkeit außer der Arbeit suchen. Darum ist es auch religiös richtig, wenn die Arbeiter in verschiedenen Ausdrücken fordern: Die Arbeit soll unsere Arbeit sein. Die technische Möglichkeit und sozialpolitische Durchführung ist eine Sache für sich; aber die Frage, ob die Arbeit dem Menschen eine Erhöhung seines inneren Lebens bringt, ob durch sie die Persönlichkeit ruiniert oder gestärkt wird, geht uns als Menschen und Christen etwas an und treibt in die evangelisch-soziale Arbeit hinein.

In dieser letzten Form ist der Gedanke rein ethisch formuliert und unangreifbar. Zu der religiösen Formulierung: Arbeit ist Gottesdienst oder soll Gottesdienst sein, wäre zu bemerken, einmal, daß die gegenteilige Auffassung der Arbeit als Strafe doch nicht nur mittelalterlich-katholisch, sondern alttestamentlich, ist, und man muß in dieser Zeit der Ketzerriecherei darauf hinweisen, daß die Luther-Uhlhornsche These im bewußten oder unbewußten Widerspruch steht zur unbedingten Gültigkeit des Bibelbuchstabens. Ferner besteht ein wesentlicher und doch nicht recht greifbarer Unterschied zwischen Luther-Uhlhorn und Naumann; er ist vielleicht mehr stimmungsmäßig zu empfinden als logisch zu bestimmen: für Luther und Uhlhorn hat die Sache einen passiven Charakter, der Gottesdienst besteht im Gehorchen und Ertragen; bei Naumann liegt in dem Satze die Fülle der Aktivität, Luther hat nicht an das „Quäntchen eigener Seele" bei der Dienstbotenarbeit gedacht. Der Lutherschen Gedanke: Arbeit ist Gottesdienst, ist uns durch den Pietismus verloren gegangen, der Pietismus hat jene „Frömmigkeit außerhalb der Berufsarbeit" innerhalb des Protestantismus großgezogen. Aber wir können hier so wenig wie anderwärts auf alte Auffassungen einfach zurückspringen; in dem eben Gesagten liegen die Fingerzeige dafür, daß es sich nicht um Repristination, sondern um Neugeburt Lutherscher Gedanken handelt. Es liegen aber in dem Satze noch eine Reihe von Schwierigkeiten, die der Durcharbeitung bedürfen, religiöse, vor allem die grundlegende Frage nach Religion und Kultur, und ethische, z. B. kann der Soldat im Kriege, der Kaufmann im Konkurrenzkampfe usw. seine Arbeit überhaupt mit gutem Gewissen, geschweige denn im religiösen Zusammenhang mit Gott tun? Ich leugne das keineswegs, aber die Frage muß doch durchgedacht werden, wenn die Arbeit als Gottesdienst verkündigt werden soll (vergl. Traub, Ethik und Kapitalismus und den Aufsatz des Berichterstatters in Nr. 2 und 3 des „Protestantenblattes"). Und selbst in der freiesten Arbeit, der des Gelehrten und Forschers, ist ein gut Teil „stumpfmachender Mühe", wovon Harnack in seinem Wesen des Christentums beredtes Zeugnis abgelegt hat. Naumanns Ansprache bildete stimmungsmäßig den Höhepunkt des ganzen Kongresses, das Hohelied der Arbeit hatte alle ergriffen. Aber die praktisch-theologische und dogmatische Seite darf nicht im Stimmungsrausch des Volksabends vergessen werden; ich sage nicht, daß wir Naumanns Forderung unbedingt folgen müssen, aber wir müssen uns energischer als bisher mit dem Gedanken auseinandersetzen. Es ist ein Problem, an dem gerade die Nichttheologen aus ihren Erfahrungen heraus mitarbeiten sollten.

Kreissynoden.

II.

Nach Ablehnung des Antrages der Mittelpartei und Annahme des orthodoxen Antrages mit 58 von 93 Stimmen erhielt Pfarrer D. Fischer zu einer persönlichen Bemerkung das Wort und erklärte wörtlich:

„Ich habe das Wort erbeten, um noch persönlich eine Erklärung abzugeben; es möchte sonst leicht geschehen, daß ich verdächtigt würde, als wollte ich mich hinter die Erklärung meiner Freunde von der Linken verstecken. Ich bin gerade innerhalb dieses Synodalkreises vor ausdrücklich geladenen Synodalen und von Synodalen der Unwahrhaftigkeit beschuldigt worden, so daß ich Recht und Pflicht habe, eben vor der Synode mich zu erklären, was ich nun in folgender Weise tue:

1) Nachdem die außerordentliche preußische Generalsynode des Jahres 1894 die neue Agende beschlossen hatte und nachdem alsbald danach von hervorragenden Synodalen behauptet worden, daß durch den hier angeordneten Gebrauch des Apostolikums nunmehr die Kirche auf dieses Bekenntnis buchstäblich verpflichtet sei, haben im Anfang 1895 noch vor der amtlichen Einführung der Agende eine Anzahl evangelischer Prediger der Landeskirche, darunter auch ich, eine Erklärung veröffentlicht, die in folgende beide Sätze ausläuft:

a. Wir sind bei unserer Ordination nicht auf den Buchstaben, sondern auf den religiösen Gehalt des Apostolikums verpflichtet worden, und werden es auch, mögen wir nun die neue oder alte Agende in Anwendung bringen, in Zukunft in diesem Sinne gebrauchen, wie es in der Kirche der Union unser gutes Recht ist.

b. Aus den Beschlüssen der Generalsynode kann nicht das Recht abgeleitet werden, den zu ordinierenden, jungen Geistlichen das Apostolikum als Lehrgesetz auf das Gewissen zu legen, wie der evangelische Ober-Kirchenrat in seinem, die Bedeutung des Apostolikums betreffenden Erlasse im Jahre 1892 ausdrücklich anerkannt hat, denn auch das ehrwürdigste Bekenntnis unterliegt der Prüfung am Evangelium.

Diese Erklärung ist mit der Unterschrift des verstorbenen Pfarrers Schmeidlers, des Pfarrers D. Kirmß und der meinigen an den evangelischen Ober-Kirchenrat eingereicht worden.

Als die neue Agende in St. Markus eingeführt wurde, habe ich meine Stimme dafür abgegeben unter Hinweis auf diese meine Erklärung, leider ist das durch mein Versehen als Vorsitzender nicht protokolliert worden.

2) Die Agende bietet eine Einleitungsformel für den Gebrauch des Apostolikums in der Liturgie dar. Bei deren Benutzung allerdings wie mir scheint der Geistliche sich und die Gemeinde ziemlich deutlich und bindend auf diese Glaubensformel verpflichtet. Der Gebrauch aber dieser Einleitung ist freigegeben und wenn auch in den Verhandlungen der Synode es nicht zu erreichen war, daß an ihrer Stelle der Liturg eine andere, selbstgewählte Formel benutzen dürfe, so ist doch durch die Erlaubnis, „das Apostolikum nur zu rezitieren", die Möglichkeit gegeben, daß der Geistliche durch Weglassung der Formel kundgibt, daß er weder sich noch die Gemeinde auf das Apostolikum als wörtliches Bekenntnis des religiösen Glaubens und Gesetz der christlichen Lehre verpflichtet, sondern es agendarisch als eine Darbietung anwendet, an die in den betreffenden Fällen beide, Gemeinde und Geistlicher, in freiester Weise ihre Glaubensgedanken anknüpfen können.

3) Ich bediene mich der Einleitungsformel nicht und erkläre somit, daß ich das Apostolikum ohne jede Falschheit gebrauche, obschon ich es weder in allen seinen Formeln, noch seinem ganzen Inhalte nach zum Ausdrucke meines persönlichen Glaubens und zum Gesetze meines Lehrens machen kann."

Wir wünschten dieser Erklärung gegenüber von Verleumdungen liberaler Geistlicher insbesondere des D. Fischer von positiver Seite die weiteste Verbreitung.

Wacker, aber durch die positive Majorität, von der doch einige Elemente sich absplitterten, niedergestimmt, vertraten Laien (Stadtverordneter Modler, Rektor Kähler, Dr. Leitzke u. a.) und Pfarrer (Lic. Neveling, Habicht, Steiniger) den kirchlich liberalen Standpunkt in Berlin II und III. Wir können im einzelnen den Debatten hier nicht folgen, nur der Antrag in Berlin II, durch den positiven Agitator Pfarrer Philipps eingebracht, weil er einen Blick tun läßt in die Zukunftswünsche und -pläne der Orthodoxie, sei hervorgehoben, er lautet:

„Von der Erwägung ausgehend, daß eine wirksame Unterstützung der geistlichen Tätigkeit des Pfarrers durch die Gemeindekirchenräte und ihre einzelnen Mitglieder nur möglich ist, wenn Pfarrer und Mitglieder der kirchlichen Körperschaften in demselben Glauben stehen, welcher nach den Ordnungen unserer evangelischen Landeskirche kein anderer sein kann, als der Glaube an den dreieinigen Gott, in besonderem an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland der Welt, wie er in den Schriften des Neuen Testaments bezeugt und in den Tagen der Reformation von den Vätern unserer Kirche bekannt ist, ersucht die Kreissynode Berlin II, beunruhigt durch die Ereignisse der letzten Zeit und die offen zu tage liegenden Schäden, welche durch die kirchlichen Parteigegensätze in Sachen des Glaubens und Bekenntnisses unserer Kirche hervorgerufen sind, 1) den hochwürdigen Evangelischen Oberkirchenrat, die gesetzlichen Bestimmungen und Verwaltungsgrundsätze über die Handhabung der Lehrordnung in unserer Landeskirche in einer Denkschrift zu veröffentlichen, um die Unklarheiten der Lage zu beseitigen, 2) die hochwürdige Provinzialsynode an zuständiger Stelle eine Gesetzesvorlage in Anregung zu bringen, welche a. sich gegen das lehrhaft amtliche und außeramtliche Auftreten solcher evangelischen Geistlichen richtet, die die Grundwahrheiten unserer evangelischen Kirche leugnen und für ihre entgegengesetzten Anschauungen Propaganda zu machen suchen; b. durch Aenderung der Qualifikationsbestimmungen sowohl hinsichtlich des aktiven und des passiven Wahlrechts (§§ 34 und 35 der Kirchengemeinde- und Synodalordnung) Garantien schafft gegen das Eindringen solcher Gemeindeglieder in die kirchlichen Körperschaften, die keine Gewähr dafür bieten, daß sie ihre Arbeit verrichten im Geiste der heiligen Schrift und im Sinne der Bekenntnisse unserer evangelischen Kirche."

Also das gleiche Programm wie auf der landeskirchlichen Versammlung: Hinaus mit allen, die uns Positiven nicht passen! — So schnell geht das nicht, meine Herren! Nur immer klarer und wahrer heraus mit dem Sektenprinzip, um so eher wird es bei der Kirchenleitung und bei den Kirchengemeinden über den wahren, den hierarchischen Charakter dieser Herren tagen!

Auf den Synoden Berlin I, II, III wurden den Liberalen unter Vergewaltigung starker Minoritäten keine Sitze in der Provinzialsynode bewilligt, die liberalen Synoden Berlin-Cölln-Stadt und Berlin-Friedrichswerder II gaben den orthodoxen Minoritäten Vertreter, das gleiche tat die orthodoxe Synode Friedrichswerder I für die Liberalen.

Die Synodalen von Berlin, seit Jahren über die Fragen der Kirchenpolitik durch die Wahlkämpfe informiert, selbst zumeist Führer oder eifrige Arbeiter in kirchenpolitischen Gruppen, sind immerhin noch ein Publikum, das solchen Resolutionen und Debatten, wie die zum Fall Fischer es sind, folgen und sie beurteilen kann. Wie aber steht es in der Provinz? Ist's nicht des Herrn Pfarrers, des Herrn Superintendenten, des Herrn Patrons Wunsch und Wille, der die Kreissynodalen von den Gemeindekörperschaften erwählen läßt? Sind diese Männer, so treu sie's meinen mögen, zu eigenem Urteil in Sachen „Fall Fischer" im stande? Haben sie den Vortrag gelesen? Wissen sie, wie er entstanden ist, welche Voraussetzungen in Theologie und Kirche er hat? Man wird von einem Synodalen, der urteilen und verurteilen will, unbedingt eine Kenntnis dieser Dinge fordern müssen. Das aber müßte eine gewissenlose Kirchenleitung sein, die sich im anderen Falle um Majoritäten und ihrer „unbewußten" Resolutionen kümmerte. Die aber vor allem, die solche „unbewußte" Resolutionen in einem so bitter ernsten Falle zu stande bringen und die, die ihnen zustimmen doch auch, mögen zusehen, ob sie solches Treiben in einer protestantischen Kirche verantworten können.

Des Falles „Heyn" Ende.

II.

Da es gelungen ist, auch im Erlaß des Evangelischen Oberkirchenrates vom 17. Mai d. J. (vergl. Beil. Nr. 24), nachdem das Berliner Konsistorium vergeblich versucht hatte in der Angelegenheit ein Ketzergericht vorzubereiten, indem es über die Charakterisierung der Äußerungen Heyns als Taktlosigkeiten hinausging, den Fall Heyn zu einer rein persönlichen Angelegenheit zwischen dem Propst Frhrn. v. d. Goltz und dem zu seinem Gehülfen im Pfarramt (!!) zu berufenden Pfarrer von St. Jacobi in Greifswald zu machen, ist für uns, da uns persönliche Neigungen und Stimmungen einzelner als Gemeindeblatt nichts angehen, muß für uns die Sache erledigt sein, auch lieben wir es nicht über ein fait accompli zu räsonnieren oder zu schelten, und damit dem Sieger sein Behagen, dem Unterlegenen die Bitterkeit zu mehren, weil Übermut und Erbitterung nichts nütze sind für die Zukunft. Doch müssen einige wichtige Momente, die wir in der Sachlage und im Verlauf der Angelegenheit bemerkt haben, angemerkt werden und aufbehalten bleiben.

1. Die geringschätzige Behandlung evangelischer Gemeinden.

Wir können uns nicht gut eine geringschätzigere Behandlung einer protestantischen Kirchengemeinde denken, als sie durch den Propst und die Kirchenbehörde der St. Petrigemeinde im Verlauf dieser Angelegenheit zu teil geworden ist. Die Petrigemeinde soll einen neuen Geistlichen haben, (wenigstens hat sie doch mit dem Gehülfen des Propstes zunächst zu tun), das Wahlrecht hat der Patron, sie aber hat ein Recht der Präsentation. Aber man hält es nicht einmal für nötig, ihr die Ausübung dieses Rechts im Fall Heyn zu gewähren, ihr erster Geistlicher entscheidet einfach über ihr Wohl und Wehe:

„Nachdem diese Einwendungen (des Propstes) wie geschehen als begründet anerkannt werden müssen, würde es nicht angängig sein, noch eine Probeaufstellung stattfinden zu lassen!"

und zwar ist man besorgt um den Frieden der Gemeinde. Ja, das ganze Verfahren beruht auf der rührenden Sorge des Propstes (neben der Besorgnis einen Kollegen zu erhalten,

von dessen Mitarbeit er sich ein gedeihliches Zusammenarbeiten zum Segen der Gemeinde nicht versprechen kann),

um die Gemeinde, daß ihr Friede erhalten bleibe, daß nicht „Zweifel" in unangemessener Form vor ihr geäußert werden, daß nicht „die traurigen Parteitreibereien, die schwer auf dem kirchlichen Leben Berlins lasten*), in die bisher in friedlicher Entwicklung sich befindende St. Petrigemeinde hineingetragen werden." Zwar beruft man sich darauf, daß die Mehrzahl der Mitglieder des Gemeindekirchenrates von St. Petri sich gegen die Berufung des Pastors Heyns ausgesprochen habe — wie groß diese Mehrzahl gewesen? wann und aus welchen Gründen sie ihr Urteil gefällt hat? erfahren wir nicht, das aber hören wir von anderer Seite, daß der Gemeindekirchenrat zuerst für Pfarrer Heyn sich entschieden hat. Wer oder was die Mehrzahl umgestimmt hat, können wir nicht sagen!

Den Eindruck aber einer geringschätzigen Behandlung einer protestantischen und nun gar der St. Petrigemeinde durch den Propst und die Behörden können wir nicht los werden.

*) Dank der „segensreichen" Wirksamkeit der Herren Stöcker, Irmer, Evers, Hegel usw.!!

St. Petri ist keine Gemeinde von gestern, mit dem Blaustift etwa zusammengestrichen durch konsistorialen Willen. Sie ist eine der ältesten Gemeinden Berlins mit seßhafter Bevölkerung, an ihr haben treu mit dem Erfolg inniger Anhänglichkeit über das Grab hinaus Männer wie Weitling und D. Arndt gewirkt. Sie ist eine liberale Gemeinde geblieben, auch ohne einen liberalen Geistlichen zu haben. Wir finden, daß solch eine Gemeinde nicht wie ein Wickelkind behandelt werden muß und sind der Überzeugung, daß andere alte Gemeinden Berlins, orthodoxe und liberale, für eine solche Behandlung durch ihren ersten Geistlichen, und wenn er Propst und Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrates ist, weder Verständnis noch Dankbarkeit haben würden. Wir denken nicht daran, Unfrieden in die Gemeinde oder zwischen sie und den Propst zu tragen, wir brauchen das bei einer so alten Gemeinde nicht zu fürchten, wir möchten nur wünschen, daß sie ihrem Pastor (und mehr ist für sie der Propst nicht) sachlich und ruhig für künftige Fälle klar macht, daß sie auch noch da ist, daß sie mit eigenem Willen und dem Rechte der Selbstentscheidung, (bei der der Propst mithelfen kann — aber mehr nicht,) mündig ist, daß sie protestantisch und ein Subjekt — und nicht katholisch, ein Objekt, sei und daß sie der vormundschaftlichen Fürsorge für ihr Glaubensleben wahrhaftig nicht in dem angewendeten Maße bedürftig ist.

In schlimmerer Lage ist freilich St. Jacobi in Greifswald, die Gemeinde Heyns. Während die Mehrzahl der Körperschaftsmitglieder von St. Petri schon ein gewichtiges Wort in Sachen Heyn haben reden dürfen, gilt das einstimmige Urteil der gesamten Gemeindekörperschaften, die doch wohl an Intelligenz denen von St. Petri nicht nachstehen — einfach garnichts. Aber freilich können sie sich trösten mit dem Ehrenzeugnis, das ihnen und ihrer Gemeinde ausgestellt wird, da ihnen die Fähigkeit zugesprochen wird, eine energische und kraftvolle Persönlichkeit mit Ecken und Kanten, wie Heyn sie ist, zu ertragen und ihrem Glauben das Zeugnis ausgestellt wird, nicht gleich durch Zweifel, ohne Wattewicklung vorgebracht, ins Wanken zu geraten. Aus solchem festen und starken Bestande heraus können sie vielleicht der Berliner Behörde klar machen, daß Gemeindeköperschaften einer Gemeinde der Landeskirche keine Quantité negligeable sind, das könnte zur Gesundung ostelbischer Kirchenverhältnisse durchaus beitragen.

Nachrichten.

Die Vereinigung der „Freunde der Christlichen Welt" tagte am 15. u. 16. Juni im schönen Goslar. Die Versammlung war zahlreich besucht, wohl von 200 Männern und Frauen. D. Rade leitete die Versammlung, geschickt und unermüdlich. Viele Professoren waren anwesend, u. a: Bousset, Baumgarten, Gregory, Harnack, Schürer, von Soden, Weinel, Wendt. Der Vorsitzende erstattete den Jahresbericht, der ein erfreuliches Wachstum der Zahl der „Freunde" und der Abonnenten der Christlichen Welt ergab; erstere 1100, letztere 5000. Überall kam ein frischer, freimütiger Ton zum Ausdruck, die beschlossenen Resolutionen, besonders diejenige gegen die Landeskirchliche Versammlung, werden das Zeugnis geben und den Mitgliedern des Protestantenvereins beweisen, daß die Freunde der Christlichen Welt zu den „Liberalen" gehören, was sich auch darin zu erkennen gab, daß die prinzipielle Bereitschaft, mit dem Protestantenverein von Fall zu Fall zu verhandeln, ausgesprochen wurde. Die Opferwilligkeit der Versammlung gab sich darin kund, daß sie allein 1000 Mark zur Deckung des Defizits des Allgemeinen Ev. Prot. Missionsvereins zusammenbrachte. Auch Fr. Naumann war anwesend und griff mehrere Male in die Erörterung ein. Da die Verhandlungen als vertraulich bezeichnet wurden, kann einzelnes noch nicht mitgeteilt werden.

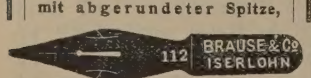
Beamte und ihre Religion. Die Zeitschrift „Die Eisenbahn", von der behauptet wird, daß sie unter dem besonderen Schutze der Eisenbahnverwaltung stehe, schreibt wohl im Briefkasten: „Daß ein Eisenbahner aus der Landeskirche ausscheidet und einer freireligiösen Gemeinde beitritt, ist zwar an sich zulässig. Wir glauben aber, daß die Behörde ein solches Verhalten als unter § 2 Nr. 2 des Disziplinargesetzes fallend ansehen und den Beamten fürderhin nicht mehr des Ansehens und Vertrauens, die sein Beruf erfordert, für würdig erachten wird. Sie wird demgemäß wohl die Kündigung aussprechen oder das Disziplinarverfahren einleiten, zumal der Beamte durch eine solche Handlungsweise der Behörde kund tut, daß er in religiöser Beziehung auf einem wesentlich anderen Standpunkt stehe, als die Behörde bei seiner Annahme als Beamter angenommen hat, daß er also den Voraussetzungen nicht entspricht, unter denen er angenommen worden ist. Im übrigen würde ein konfessionsloser Hülfsbeamter zweifellos nicht Beamter werden." — Sol Dem gilt es doch einmal näher nachzudenken.

Österreich. Statistisches zur Los von Rom-Bewegung: Nach dem vom Ausschusse für die Förderung der evangelischen Kirche in Österreich über die Los von Rom-Bewegung im Jahre 1904 erstatteten Bericht sind seit 1898 in Böhmen 33 evangelische Kirchen und 11 Betsäle, in Schlesien 5 Kirchen, in Niederösterreich 5 Kirchen und 1 Betsaal, in Steiermark 5 Kirchen und 4 Betsäle, in Galizien 9 Kirchen und 3 Betsäle, in den übrigen Kronländern 8 Kirchen und 6 Betsäle, zusammen also 68 Kirchen und 25 Betsäle neu errichtet worden. Vom Beginn der organisierten Los von Rom-Bewegung sind in Österreich 33 176 Personen evangelisch geworden, und zwar: 1899 6385, 1900 5058, 1901 6299, 1902 4247, 1903 4056, 1904 3982. Davon entfallen 29 330 auf die katholische Kirche, die übrigen auf andere Konfessionen. Durch diesen Zuwachs hat die Zahl der Protestanten in Zisleithanien eine halbe Million bereits überschritten. Von einem Rückgange der Bewegung kann keine Rede sein. Der Halbjahrsdurchschnitt im Jahre 1898 habe 656 Seelen betragen, im 1. Halbjahre 1903 bereits 2334, im 2. Halbjahre 1903 2176, im ersten Halbjahr 1904 2263, im 2. Halbjahr 1904 2099.

Im Hauptlande der Übertrittsbewegung, in Böhmen, sind von 1898 bis Ende 1904 rund 15 000 Personen evangelisch geworden. Die Diözese Leitmeritz hat von 1898 bis 1903 allein 10 111 Katholiken verloren. Auch in Steiermark haben sich seit 1898 die Seelsorgestellen verdoppelt. Die tschechischen Protestanten beabsichtigen ein Seitenstück zum „Evangelischen Bund" in der „Konstanzer Union" zu gründen.

Die Übertritte entfallen zumeist auf die Städte, und zwar im Jahre 1904: Laibach 42, Karbitz 53, Dux 65, Triest 67, Klagenfurt 72, Reichenberg 81, Außig 85, Karlsbad 93, Komotau 115, Gablonz 158, Graz 241, Teplitz-Turn 406. Salzburg weist von 1902 bis 1904 194, Brünn 231, Marburg 221 Übertritte auf, Komotau ist seit 1899 durch 1133 Übertritte auf 2128 Seelen angewachsen. Turn besaß 1898 bloß 50 Protestanten, 1904 zählte es 2200; Saaz wuchs in diesem Zeitraume von 260 auf 1060. In Wien sind in den letzten sieben Jahren 7262 Personen zur evangelischen Kirche A. B. übergetreten.

Sachsen-Altenburg.
TechnikumAltenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Programm kostenfrei.
Staatskommissar.

Brause-Feder Nr. 112
mit abgerundeter Spitze,


berühmte Bürofeder. Preis d. Grs. 2 Mk. — Überall vorrätig, wo nicht, direkt und portofrei ab Fabrik.

Vorbereitung für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- u. Abiturienten-Examen, rasch, sicher, billigst. Dresden No. 8. **Moesta**, Rektor a. D.

Germanen-Bibel.
Aus heiligen Schriften germanischer Völker.
Zweite (illustrierte und stark vermehrte) Auflage in 10 Lieferungen von je 32 Gross-Quartseiten brosch. à 60 Pf.
Erster Band: **Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe (Eckermann), Schiller, Schlegel, Novalis, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Uhland, Rückert, Grillparzer, Eichendorff, Hebbel, Mörike, Hermann von Gilm, G. Keller, Rosegger.**
In einem weiteren Bande werden folgen: **Eckhart, Jakob Böhme, Leibniz, Kant, Schleiermacher, Hegel, Schelling, Fichte, Bogumil Goltz, Fechner, Feuerbach, Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, Friedrich der Grosse, Pestalozzi, Stein, Arndt, Jahn, Lagarde, Moltke, Bismarck u. a.**
Herausgegeben von **Wilhelm Schwaner.**
Volkserzieher-Verlag, Berlin N. 54, Brunnenstr. 10.
Im Buchhandel vertreten durch
Carl Fr. Fleischer, Leipzig.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

5 Stück sortierte, schädelechte 6- u. 8-Ender
Hirschgeweihe
zusammen 20 Mk. Nachnahme.
Georg Fritzmann, Lichtenfels 3, Bayern.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.